



Rezensionen und Anzeigen

Sonja Schreiner: Florian S c h u m a n n, Der Behinderung einen Sinn verleihen. Über die Interpretation von Seh- und Gehbehinderungen bei Figuren des antiken Mythos. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2024. IX + 356 S. ISBN 978-3-11-138179-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-138403-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-138427-6 3

Sonja Schreiner: Anna A. N o v o k h a t k o, A Guide to Classics and Cognitive Studies. Reviewing Findings and Results. In cooperation with Douglas Cairns, Angelos Chaniotis and David Konstan. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. XI + 210 S. Ill. ISBN 978-3-11-157696-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-157737-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-157822-4 6

Christoph Schwameis: Caesar. Bellum Gallicum. Book VII, ed. Christopher B. K r e b s. Cambridge: Cambridge University Press 2023. (Cambridge Greek and Latin Classics.) XVI + 386 S. ISBN 978-1-109-17714-6 9

Sonja Schreiner: Jörg R ü p k e, Römische Geschichtsschreibung. Einführung in das historische Erzählen. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Tectum 2024. (Nova Classica. 3.) IX + 326 S. ISBN 978-3-8288-4986-0. ePDF 978-3-8288-5128-3. ISSN 2195-5093 11

Sonja Schreiner: Christoph M a y r, Schwäche, Scheitern, Fehlverhalten. Die Darstellung von Fallibilität als Inszenierungsstrategie der Autor-*persona* bei Horaz, Ovid und Seneca. Tübingen: Narr Francke Attempto 2024. (Classica Monacensia. 62.) 217 S. ISSN 0941-4274. ISBN 978-3-381-12981-2 (Print). ISBN 978-3-381-12982-9 (ePDF). ISBN 978-3-381-12983-6 (ePub). DOI: <https://doi.org/10.24053/9783381129829> 13

Gottfried Kreuz: Sören v o m S c h l o ß, Orte des Schreibens, Landschaften des Denkens. Die römische Villa als *secessus litterarius* und ihre Rezeption im deutschen 18. Jahrhundert. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2023. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 24.) 265 S. ISBN 978-3-8253-9562-9 15

Walter Stockert: Julia Jennifer B e i n e, Das doppelte Spiel des *servus callidus*. Eine poetologische und gesellschaftliche Reflexionsfigur auf den europäischen Bühnen der Frühen Neuzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2024. (Studia Comica. 23.) 562 S. ISBN 978-3-911065-09-2 18

Sonja Schreiner: Giulio Landi, *Formaggiata*. Lob auf den Käse. Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Frank S c h u h m a c h e r. Wiesbaden: Harrassowitz 2024. (Gratia. 69.) XI + 143 S. ISSN 0343-1258. eISSN 2701-9020. ISBN 978-3-447-12222-1. Ebook ISBN 978-3-447-39540-3 21

Gabriel Siemonit: Niklas G u t t, Johannes Freinsheims Supplemente zur zweiten Dekade des Livius (1649). Untersuchung, kritische Edition, Übersetzung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2023. Bd. 1: Untersuchung (BAC. 113.) 402 S. ISBN 978-3-86821-998-2. Bd. 2: Kritische Edition, Übersetzung. (BAC. 114.) 713 S. ISBN 978-3-86821-999-9 22

Sonja Schreiner: Mathias H e r r m a n n – Marian N e b e l i n (Hg.), Museumsleitung im Gespräch. Antike und Antikerezeption in sächsischen Museen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 1.) 339 S. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30230-9 – Mathias H e r r m a n n, Antike und Antikerezeption in sächsischen Museen. Bestandsentwicklung – Ausstellungsgeschichte – Technologiewandel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 2.) 277 S. III. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30229-3 – Nele S c h o p f, „Sächsische Antike“? Antikerezeption und regionenbezogene Sinnstiftung in der modernen sächsischen Landes- und Regionalgeschichtsschreibung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 3.) 247 S. III. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30271-2 27

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* | Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Florian Schumann, *Der Behinderung einen Sinn verleihen. Über die Interpretation von Seh- und Gehbehinderungen bei Figuren des antiken Mythos*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2024. IX + 356 S. ISBN 978-3-11-138179-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-138403-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-138427-6

Florian Schumann leistet mit der Publikation seiner leicht überarbeiteten und gekürzten Dissertation (Universität Rostock 2022) einen wichtigen Beitrag zu den Disability Studies in den Altertumswissenschaften. Auf eine konzeptuelle Einleitung zum Aufbau der Arbeit folgen zwei kurze allgemeine Abschnitte („Behinderung und Antike“ und „Antike Mythen und ihre Bedeutung“), in denen der Verfasser das Fundament für sechs figurenzentrierte Kapitel („Thersites“, „Teiresias“, „Oidipus“, „Hephaistos“, „Philoktetes“ und „Plutos“) legt. Am Ende steht ein Fazit zum „Zusammenhang von Mythos und Wirklichkeit“ und zu demjenigen „von Körper und Charakter“. Eine umfangreiche Bibliographie und zwei Indices („Index nominum“ und „Index locorum“ beschließen den verdienstvollen, lesenswerten und gut lesbaren Band.

Dass die Kapitel zu den Figuren recht unterschiedliche Länge aufweisen, begründet Florian Schumann mit der (5) „Quellenlage“ und mit divergierendem „Forschungsinteresse“. Im ersten der beiden allgemeinen Abschnitte setzt er sich mit (10) „begriffliche[n] Dimensionen“ von Behinderung auseinander und kommt zu dem Schluss, dass (13) „sowohl die Einschätzung dessen, was als Behinderung gilt, als auch die konkrete Konfiguration, in der eine Behinderung tatsächlich als solche zum Tragen kommt, von der Gesellschaft abhängig“ ist, in anderen Worten, „dass niemand einfach so behindert ist, sondern – wenn überhaupt – von der Gesellschaft behindert wird.“ Besonders wichtig ist Schumann, (24) „dass insbesondere im griechischen, aber auch im römischen Denken weniger von Interesse war, *ob* jemand behindert war, sondern vielmehr *im Hinblick worauf*.“ Weiters konstatiert er, dass ein (30) „Handicap nicht selten an eine besondere Stärke auf einem anderen Gebiet geknüpft“ ist. Aus den erhaltenen antiken Quellen wird zudem eine gewisse Fokussierung auf Seh- und Gehbeeinträchtigungen fassbar, nicht aber (31) „ein Konzept von Behinderung allgemein“. Generell ist Einzelfallanalyse vor Schematismus zu stellen: Schumann möchte damit jeglichen *bias* vermeiden.

Im zweiten generellen Passus klärt der Verfasser zunächst die Begriffsgeschichte von Mythos und möchte dann (39) „nachvollziehen, was der jeweilige Mythos leistet und wie sein Verhältnis zum Logos ist.“ Als Beispiel wählt er den Oidipus-Mythos in all seinen Spielarten (49): „Sophokles und Seneca stellen nicht dieselbe Geschichte in ihren Dramen dar, auch wenn sie einen ähnlichen Phänotyp haben.“ Das heißt (50): „Der Fokus auf die intentionale Gestaltung eines waltenden Erzählers entwertet allerdings nicht den Geltungsanspruch von Mythen Erzählungen. Im Gegenteil: Dieser Fokus macht ihre Aussagekraft überhaupt erst beschreibbar. Denn ansonsten ist jede Zuschreibung von Bedeutung an einen Mythos geradezu beliebig und gleicht eher einer eigenen Mythen Erzählung wie etwa die des Freudschen Ödipuskomplexes.“ An das Ende dieses Abschnitts stellt Florian Schumann Mythenauslegung, -deutung und -verdrehung (51): „Die Fokalisierung ist [...] besonders wichtig. Gerade durch das Einnehmen verschiedener Blickpunkte können die vermeintlich selben Geschichten grundlegend in ihrer Wirkung geändert werden.“ Diese differenzierte Sicht wendet er auch auf die figurenzentrierten Kapitel an.

Thersites steht aufgrund seines Einflusses am Anfang, ist für den Verfasser aber keineswegs (65) „[d]er Prototyp eines Behinderten in der Antike“. Er zitiert die entsprechenden Passagen aus der *Ilias* und kommt zu dem Ergebnis (70): „Thersites wird deutlich als Einzelgänger und Außenseiter vorgeführt.“ Seine Gehbehinderung und sein wenig ansprechendes Äußeres sind nicht die eigentlichen Faktoren für die Ablehnung, auf die er stößt, und für den Spott, dem er ausgesetzt ist (72): „Thersites ist also in erster Linie verhasst, weil er streitsüchtig, angriffslustig und beleidigend ist. So, wie er dem Rezipienten vorgeführt wird, steht Thersites nicht für irgendetwas oder irgendjemanden ein und ist zutiefst unsympathisch.“ Dass sich ein negativer Charakter somatisiert, ist in der Antike nicht selten, aus heutiger Sicht aber freilich abzulehnen (76): „Ähnlich anstößig kann die Verbindung von Gelächter und der Misshandlung eines Behinderten erscheinen. Allerdings war es Thersites selbst, der versucht hatte, das Gelächter gegen andere zu instrumentalisieren. Am Ende ist er selbst zum Opfer seines eigenen Werkzeugs geworden.“ In weiterer Folge zeigt S c h u m a n n, dass mit Homer (83) „ein Dichter einen Mythos bestimmt“ und zu späteren Überinterpretationen geführt hat, da es Darstellungen gibt (in der *Aithiopsis* und auch auf Vasenbildern), die weder einen häßlichen noch ein missgestalteten Thersites zeigen.

Teiresias ist im Gegensatz zu Thersites weniger eng mit Behinderung verknüpft; vielmehr steht seine Seherbegabung im Zentrum, die seine physische Blindheit gleichsam ausgleicht. S c h u m a n n weist zudem auf den hohen Prozentsatz an sehbeeinträchtigten Menschen in Epochen (wie z.B. der Antike) hin, in denen es noch keine Sehbehilfe gab, und stellt Teiresias in den Darstellungen von Homer, Sophokles und Euripides einander gegenüber. Bei Euripides wird ihm als ehrbarem Mann Respekt entgegengebracht, während er bei Sophokles in der *Antigone* durch Kreon dem Vorwurf der Bestechlichkeit ausgesetzt ist, was (103) „mehr über Kreon als über Teiresias aus[sagt]“. Im *Oidipus Tyrannos*, aus dem langfristig und wirkungstark die untrennbare Verbindung von Verlust des Augenlichts und Fähigkeit eines *vates* prototypisch abgeleitet wird, wird zwischenzeitlich die Blindheit von der Sehergabe entkoppelt. Ursprungsgeschichten der Erblindung führt S c h u m a n n an Ausschnitten aus Ovids *Metamorphosen*, aus Hygin und Tzetzes, aus einem anonymen *Odysee*-Scholiasten und weiters aus Kallimachos, Fulgentius und Eustathios vor (126): „Der Vergleich mit anderen Blendungsgeschichten zeigt, dass Verbrechen im Mythos nicht selten mit Blindheit geahndet werden. Eine direkte Verbindung zur Erkenntnis der Figuren wird nicht explizit gezogen. Neben Teiresias wird aber keine andere Figur mit der Sehergabe entschädigt. Phineus ist bereits vor seiner Blendung ein Seher und wird dann erst für sein Vergehen bestraft. Gleichzeitig können Figuren auch ohne Vergehen blind sein.“

Oidipus wiederum ist nicht nur deswegen eine spannende Figur, weil (127) „er sich selbst die Augen aussticht und [...] sein Name einen Hinweis auf Lahmheit enthält.“ S c h u m a n n entwickelt Schritt für Schritt die wichtigen Motive des Mythos und betont, dass abgesehen von Lukians *Tragopodagra* Oidipus nicht als fußkrank dargestellt wird, obwohl das aufgrund seiner Verstümmelung logisch wäre. Wie Homer Thersites geprägt hat, hat es Sophokles mit Oidipus getan, was S c h u m a n n auf vielen Seiten und mit viel Text und Bezügen auf Dramentheorien (Aristoteles, Hegel, Schelling) anschaulich zeigt (157): „Das Mitleid gegenüber Oidipus stets mit seinem Schicksal verbunden ist, ist durchaus bemerkenswert. Wie bei Thersites gesehen, muss eine Behinderung nicht *per se* Mitleid hervorrufen, sondern kann auch als angemessen und gerechtfertigt verstanden werden. Auch bei Teiresias wurde die Blindheit nicht explizit mit Mitleid verknüpft. Offenbar ist diese Verknüpfung in Abhängigkeit vom Charakter des Betroffenen oder wenigstens mit den Umständen der Beeinträchtigung

verbunden.“ Auch hier wertet S c h u m a n n alternative Varianten aus und argumentiert (158) „dafür, dass bei Euripides die Blindheit des Oidipus als generelle Disqualifikation der Figur genutzt und bei Seneca als eine Art Todesstrafe funktionalisiert wird.“ Seines Erachtens hat Sophokles Oidipus – zumindest phasenweise – weniger intensiv geprägt, als Homer es mit Thersites getan hat.

Bei Hephaistos liegt insofern ein Sonderfall vor, als es sich bei ihm nicht um einen behinderten Menschen, sondern um einen gehandicapten Gott handelt, wenngleich anthropomorph erzählt wird. Weiters kommt zum Tragen, dass es parallele Mythen traditionen gibt, in denen die Ursache für das Humpeln des Schmiedegottes anders begründet wird als in der einflussreichen homerischen Schilderung. Detailliert faltet S c h u m a n n dieses Spektrum auf und nützt dafür und auch bei der Interpretation weiterer Szenen (z.B. Hephaistos als Mundschenk) die jeweilige Erzählperspektive für seine feinfühligere Interpretation, die u.a. das oft eindimensional als Verlächen dargestellte homerische Gelächter auch als Lachen *mit* jemandem interpretierbar macht, aber auch Heras Rolle neu bewertet: als Mutter, die ihren Sohn vor Zeus schützen möchte. Zentral ist überdies der Abschnitt über die (191) „Kompensation“ von Behinderung – in Hephaistos’ Fall durch seine anmutige Gattin Charis und sein hochentwickeltes künstlerisches Talent. Analog zu Teiresias widmet S c h u m a n n jetzt einen längeren Abschnitt den (201) „Aitiologien der Lahmheit“ und zeigt auch hier voneinander abweichende Varianten, z.B. Apollodors (207) „mythographische Herangehensweise“, dergemäß die Behinderung „eher zu einem biographischen Detail“ wird: Bei ihm ist Hephaistos nicht von Geburt an lahm, sondern wird es erst durch seinen Sturz vom Olymp; ganz ähnlich schildert Valerius Flaccus den Hergang, nachdem Vulcanus versucht hatte, seiner Mutter zu helfen und sich dadurch den Zorn seines Vaters zugezogen hat. Bemerkenswert ist auch die aufopfernde Pflege, die der Verletzte durch die Bevölkerung von Lemnos erfährt – Empathie gegenüber einem Hilfsbedürftigen, einem zum Behinderten gemachten Gott. In einem nächsten Schritt parallelisiert S c h u m a n n die verschiedenen Versionen der Schilderung des Ehebruchs der Aphrodite mit Ares bis hin zu Reposians *De concubitu Martis et Veneris*, wobei (237) „[e]in und dieselbe Figur [...] in der einen Erzählung redlich und in der anderen lächerlich wirken [kann]“, und wendet sich schließlich der stoischen Allegorese bei Annaeus Cornutus, der (251) „Ehebruch-Allegorese“ bei Herakleitos, der neuplatonischen Allegorese und Proklos’ platonischer Theologie zu, wodurch unterschiedliche Bedeutungsebenen sichtbar werden (bis hin zur Entbehrlichkeit von Beinen im Speziellen und eines Körpers im Allgemeinen für den geistig und kreativ tätigen Demiurgen): Aus dem ursprünglichen Nachteil ist ein Vorteil geworden.

Philoktets Zustand ist sekundär erworben und nicht im eigentlichen Sinn eine Behinderung. Er ist somit – wenn auch anders als Hephaistos – ein (272) „Sonderfall“ und steht (273) aufgrund seiner Wunde „[a]n der Schwelle zur Behinderung“. Sein herausragendes Talent als Bogenschütze hatte er auch schon als gesunder Mann, vielmehr wird (281) „[d]ie Lahmheit als Charaktertest“ dargestellt, steuert Philoktet doch darauf zu, (282) „seiner Verbitterung zu erliegen und zum Misanthropen zu werden“ – im Unterschied zum nicht resignativen Hephaistos (290): „Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass in einer literarischen Darstellung eine Verknüpfung von Behinderung und moralischem bzw. sozialem Versagen erwartet werden kann. Wenn es für die Erzählintention geeignet ist, kann das asoziale Verhalten einer Figur mit ihrer Behinderung begründet werden bzw. eine Behinderung als Aitiologie für die Verbitterung und die Misanthropie einer Figur genutzt werden. Auffällig ist aber sowohl bei Philoktetes als auch bei Oidipus, dass die Behinderung allein nicht ausreicht, um das Verhal-

ten der Figur hinreichend nachvollziehbar zu machen. Diese Nachvollziehbarkeit, die beim Rezipienten einer solchen behinderten Figur erreicht werden soll, bedingt [...], dass die Figur nicht vornehmlich extern fokalisiert wird.“

Der schon von Hesiod erwähnte Plutos ist zumeist blind, wofür es verschiedene Begründungen gibt. In einem Scholion zum zehnten *Eidyllion* Theokrits wird Plutos' Behinderung mit einem Begriff bezeichnet, der auch mit Lahmheit assoziiert wird; somit handelt es sich um eine (305) „Überkategorie“. Explizit ausgedrückt ist die Kombination von Seh- und Gehbehinderung dann in Lukians *Timon* (309): „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es sich um eine lukianische Erfindung handelt.“ Ähnliches hat S c h u m a n n für Homers Thersites angenommen (Details dazu 91). Doch Plutos' Lahmheit ist situationselastisch (310): „Plutos ist also nicht immer lahm, sondern nur dann, wenn er zu jemandem gelangen möchte bzw. soll. Wenn er fortgehen muss, ist er alles andere als lahm, sondern unglaublich schnell.“

Im Fazit subsumiert Florian S c h u m a n n seine reichen Erkenntnisse zu einem gut lesbaren Succus, gleichsam einem Aufsatz, der die Einzelbeobachtungen konzis zusammenfasst und um einige grundlegende Überlegungen erweitert. Seine beiden Grundannahmen (1. Behinderung ist ein Symbol für Anderssein und grundsätzlich ein Nachteil; 2. der Autor konzipiert den Mythos – oder die Mythenvariante – nach seinen Intentionen) hat er zu einem funktionellen Ganzen verwoben. Die Überlieferung hat Traditions- und Interpretationslinien beeinflusst (331–332): „In diesem Lichte betrachtet ist die Bandbreite dessen, was Behinderung erzählerisch leisten kann, verblüffend. Gleichzeitig sind die Verwendungsmöglichkeiten nicht beliebig, sondern überschaubar; nur so eignen sich Behinderungen überhaupt als darstellerisches Mittel. Allerdings hat sich gezeigt, dass die narrativen Funktionalisierungen von Behinderungen häufig eine sachliche Komponente haben, die sich auf das zugrunde liegende Phänomen zurückführen lässt. So offenbaren die mythologischen Texte auch antike Denkmuster über Behinderungen. Diese Denkmuster sind überraschend differenziert.“ S c h u m a n n spricht von (332) „filigranen Linien“, erkennt in Philoktets Schicksal psychologische Folgen einer Behinderung und schreibt bemerkenswerte letzte Sätze, die zu *agency* ermächtigen: „Homer [...] lässt seinen Hephaistos ganz selbstbewusst zu seiner Behinderung als Teil seiner Identität stehen, ohne zu verleugnen, dass sie für ihn eine beträchtliche Beeinträchtigung darstellt. Der hinkende Schmiedegott verurteilt und ahndet dann sogar das Verhalten derjenigen, die aus der körperlichen Beeinträchtigung eine Behinderung machen, und erntet dafür den Beifall der Götter.“

Sonja Schreiner

Anna A. Novokhatko, *A Guide to Classics and Cognitive Studies. Reviewing Findings and Results*. In cooperation with Douglas Cairns, Angelos Chaniotis and David Konstan. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. XI + 210 S. Ill. ISBN 978-3-11-157696-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-157737-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-157822-4

Mit ihrem *Guide* legt die Verfasserin ein wichtiges Buch zur richtigen Zeit vor. Es ist als Studienbehelf gedacht, wird aber – so steht zu hoffen – weit über den studentischen Gebrauch hinaus Leser*innen und Anwender*innen finden. Anschauungsmaterial im Buch (und übersichtlich zusammengestellt in einer „List of figures“), eine voluminöse Bibliographie und mehrere Indices dienen als wichtige Fundhilfen. Die Grundlagen zu kognitiver Linguistik, Er-

innerung und Kognition, der *theory of mind*, kognitiver Poetik und künstlicher Intelligenz in der Klassischen Philologie legt Novokhatko in ihrer „Introduction: Why the Search for Cognition in Classical Studies?“, die sie mit Douglas Cairns’ Aussage (1) „I think we’re only at the beginning“ als programmatisches Motto eröffnet und mit einer Frage beschließt (28) „Towards a constructive dialogue?“. Antworten darauf gibt sie zunächst in vier Kapiteln selbst und lässt dann in einem fünften („Emotions and ancient sources: conversations with David Konstan, Angelos Chaniotis, and Douglas Cairns“) – gleichsam anmoderiert durch eine Einleitung – drei Pioniere im vorgestellten Forschungsfeld zu Wort kommen. Die Transkripte der 2023 via Zoom geführten Interviews sind im Volltext abgedruckt und geben ebenso vielfältige wie persönliche Eindrücke in das weite Forschungsfeld. Der Authentizitätsgrad ist hoch, da Skepsis mancher Fachvertreter*innen ebenso thematisiert wird wie Zustimmung zu der neuen, zu der anderen Methodik. An das Ende stellt die Verfasserin eine „Conclusion: Off to new shores?“ Auf diese letzte, entscheidende Frage gibt sie eine uneingeschränkt positive Antwort, indem sie eine Lanze für disziplinenübergreifendes Arbeiten bricht (162): „Cognitive perspectives lead classicists, linguists, historians and archaeologists to ask new epistemological questions about their own fields and bring them together to think about the ancient world. Cross-disciplinary competence and interdisciplinarity are necessary or unavoidable when working on cognitive approaches in classics, as the methods, tools, resources, and approaches of all these disciplines overlap and prove to be mutually useful. Analogous questions, comparable tools, parallel approaches in textual analysis, in ritual experience or in the study of archaeological sites and material objects help to understand antiquity and the ancient world, albeit from different perspectives, as a living organism, holistically.“

Was sie unter diesem ganzheitlichen Zugang versteht, zeigt Novokhatko bereits in der Einleitung, wenn sie Fronto zitiert, um Metapher und Bildhaftigkeit – also Kognition –, aber auch die Macht von Bildern richtig zu verstehen und korrekt einzuordnen, die bildliche Darstellung von Krieger*innen und Vögeln auf der Scherbe eines Kraters neu interpretiert und die 4E der Kognition gemäß Mark Rowlands (*embodied, embedded, enacted, extended*) vorstellt (8), wichtige Literatur zu den unterschiedlichsten kognitiven Aspekten verständlich referiert und Automaten in der antiken Literatur in Verbindung zu KI und Robotik setzt. Diese weitreichende Einsetzbarkeit des Begriffs ‚kognitiv‘ erläutert Novokhatko anschaulich in vier gut lesbaren Kapiteln. Sie beginnt mit (32) „Objects acting: Ancient sources and ‘material turn(s)’“ und fokussiert auf (37) „Cognitive archaeology and ancient material“, um religiöse Erfahrung in der minoischen Kultur, den Eleusinischen Mysterien und dem Asklepios-Kult neu fassbar zu machen. Dabei kommt Gegenständen (und Landschaften) ebenso besondere Wertigkeit zu wie bei der vertieften Interpretation von Texten. Novokhatko zeigt dies am Drama und an der Bukolik und kommt zu dem Schluss (57): „The anchoring of materiality and mind in the ancient sources can lead to innovative approaches – from archaeological investigations to the analysis of literary forms and linguistic units. Brain activity can vary in response to engagement with the physical world, and the properties of the physical world can vary brain activity, so that thinking through materiality is contrasted with thinking about materiality. A kind of cognitive map [...] is reflected in people’s previous experience, which gives them guidance in dealing with the material world, and in particular ancient sources that deal with materiality, thus opening up new horizons and perspectives of analysis.“

In Kapitel 2 weitet Anna Novokhatko den Horizont vom Objekt auf den Raum (58): „Spatial perception and ancient sources“ widmet sich dem *spatial turn*, ist geprägt von einer Unterscheidung (mit Beispielen) zwischen Landschaft, Ort und Raum, die sich als Umwelt

oder Umgebung zusammenfassen lassen, und wird angewendet auf archäologische Denkmäler und ihre ursprüngliche Bedeutung für die zeitgenössischen Menschen (61): „Social space is represented and shaped by communication. It is taken up by artists, authors, politicians, athletes, and thinkers.“ Als Fallstudie dient der Verfasserin das antike Theater (66): „Theatre is alive in the physiological sense and can feel, see, hear, taste, and move. It is socialised and symbolised, constructed by society through its interaction with the biophysical environment in which that society develops its existence.“ Generell macht die kognitive Erfassung von Raum das antike Raumverständnis und damit das Alltagsleben leichter fasslich (76): „Cognitive geography and cognitive approaches to archaeology influence our understandings of what any place actually meant to its inhabitants and visitors. In literary texts, too, space is not just a place where things happen, but an active participant, an agent. The enacted and embodied space and place in the text, with the full range of sensations, intentions and emotions involved in the process, is therefore fundamental to the act of experiencing the ancient world.“

Kapitel 3 bezieht neben den äußeren Eindrücken auch die innere Verarbeitung mit ein (77): „Imaginations, visions, and perception“ wendet sich erneut dem Theater als konstantem Teil des Alltagslebens zu. Die Verfasserin beleuchtet visuelle Wahrnehmung, metakognitive Zugänge mit den Schwerpunkten Visualisierung und Bilderzeugung und die Anwendung durch und auf antike Autoren (81): „Greek drama is replete with examples of a character on stage stimulating the audience’s brain to combine its prior shared knowledge, common ground, and internal representation of a particular event with the incoming sensory impressions to create an auditory and visual image of it. Since the real cannot be depicted *per se*, the represented event is always an imaginary event. But an act of performance, in which the resemblance or mimesis is strong and effective, is created by the imagination of the audience, the actors and the author.“ Musik, Bild und Darstellung werden zu einer synästhetischen Einheit mit starker Wirkung. Antikes visuelles Verständnis erläutert Novokhatko eingehend an Texten von Longin, Plutarch, Seneca, Fronto und Quintilian und setzt sie in Bezug zu moderner Literatur über kognitive Linguistik (96): „The passages [...] from different periods and cultures show the active metacognitive engagement of ancient authors with the question of how mental and imaginative power relates to perception. The cognitive faculty of metacognition monitors and selects what to attend to and learn, and is essential in the selection, transmission, use and expansion of knowledge and in the stabilisation of practices that together constitute a culture.“ Novokhatko begreift Visualisierung und Kognition in alten Quellen als wachsendes und vielversprechendes Forschungsfeld und subsumiert (97): „Instead of making images of what we see or imagine, we experience the world by interacting with it. Vision and imagination are closely related, both in the processes our brains go through when we respond to an imaginary world, and in the language we use to describe such an experience.“

Nach umfangreichen Ausführungen zu kognitiven Schemata und konzeptuellen Metaphern widmet Anna Novokhatko Kapitel 4 schließlich (106) „Experience and the senses“, zentralen Faktoren für literarische Textanalyse (107): „The emphasis on perception can serve a dual narrative and evidentiary purpose: it can be used as a means of narrative persuasion by vividly highlighting the narrator’s experience. At the same time, it can serve to strengthen the credibility of the story by emphasising the narrator’s position as a witness.“ Novokhatko zeigt unter Bezugnahme auf viel und gut ausgesuchte Literatur, wie dieser Zugang für griechische und lateinische Texte fruchtbar gemacht werden kann. Ebenso wichtig wie Erfahrungswerte – wozu auch religiöse Symbolik und damit verbundene rituelle Praktiken wie die Insti-

tution des Chors in verschiedenen gesellschaftlichen, kulturellen und kultischen Settings zählen – ist sinnliche Wahrnehmung in ihrer gesamten Bandbreite (110): „The so-called ‘sensory turn’ that has inspired the humanities in the last decade has enabled scholars to explore a wide range of practices from Greek and Roman antiquity and to investigate the many ways in which smell and taste, sight and sound, individually and together play a role.“ Anna Novokhatko betont die männliche Sicht auf weibliche Riten (und die dadurch womöglich verzerrte Darstellung) und leitet zu Gender Studies in den Altertumswissenschaften und damit verbundener (120) „agency detection“ über. Zu allen diesen Aspekten stellt sie Forschungsliteratur vor.

Mit dieser ausgewogenen Mischung (Quellen, Interpretation, signifikante Beispiele, weiterführende Literatur) führt die Verfasserin ihre Leser*innen behutsam, aber nachdrücklich an den kognitiven Zugang und seine unleugbaren Vorzüge heran. Ihr gelingt der überzeugende Nachweis, dass Cognitive Studies eine Tiefendimension von Literatur erschließen helfen, die ein neues, besseres Verständnis auf den antiken Menschen und seine soziokulturelle Umwelt ermöglichen – ja mehr noch (97): „And again, the ancient discussions show that they were actually quite interested in this, and *mutatis mutandis*, the ancient analysis of imagination and vision is still very relevant to contemporary experiments.“

Sonja Schreiner

Caesar. *Bellum Gallicum*. Book VII, ed. Christopher B. Krebs. Cambridge: Cambridge University Press 2023. (Cambridge Greek and Latin Classics.) XVI + 386 S. ISBN 978-1-009-17714-6

Caesars *Commentarii rerum gestarum belli Gallici*, die seit der Spätantike unter dem praktischeren Kurztitel *Bellum Gallicum* firmieren, gehörten als Einstiegslektüre im Lateinunterricht lange Zeit zu den breitenwirksamsten Texten der römischen Literatur. Diesen Status haben sie zumindest in Österreichs Schulen inzwischen verloren. Auch in der universitären Lehre, in der es immerhin noch bisweilen die Grundlage für Übersetzungs-, Grammatik- und Stilcourse bildet, wird dieses Werk kaum um seiner selbst willen in Vorlesungen oder Seminaren behandelt. Fällt ein Text, mit dem sich Generationen von Lateinlernenden geplagt haben, der zudem die imperialistische Unterwerfung freier Völker ohne jedes Mitleid schildert, endlich und verdienstermaßen aus dem Kanon?

Dass dies angesichts der Qualitäten dieser „Aufzeichnungen“ schade wäre, dass diese es verdienen, auch literaturwissenschaftlich erforscht, gelehrt und gelesen zu werden, zeigt Krebs in seinem hervorragenden Kommentar, der Caesars „Bericht“ anhand des siebten Buches als literarischen Text behandelt und würdigt. Der Gelehrte, der seit fast zwanzig Jahren zu Caesar arbeitet, unter anderem 2018 einen *Companion* zu diesem Autor mitherausgegeben hat, erklärt das siebte Buch so, wie man heute in der Klassischen Philologie literarische Texte zu deuten pflegt: Er bewertet die Erzählstrategie mithilfe antiker rhetorischer und moderner literaturwissenschaftlicher Kategorien konsequent kritisch, vor allem aber bettet er den Text in die antike Literatur ein, indem er besonders historiographische Parallelen anführt. Ist Krebs’ Zugang so innovativ, wie er es für sich in Anspruch nimmt – im Vorwort freut er sich darüber, als Erster herausgefunden zu haben, „what was *really* said some 2,000 years ago!“ (xi)? Was das *Bellum Gallicum* betrifft, ist er das, soweit ich sehe, durchaus. Das liegt erstens daran, dass die letzten substanziellen Kommentare zu diesem Text aus dem 19. und beginnen-

den 20. Jh. stammen, sie eine für die Schule gedachte sprachliche (Friedrich Kraner und Wilhelm Dittenberger) bzw. positivistisch-historische (Thomas Rice Holmes) Ausrichtung hatten. Zweitens ist es wohl mit dem autobiographischen Hintergrund und der problematischen Gattungsfrage zu erklären: Dass Livius Figuren und Erzählungen der römischen Geschichte nach literarischen Vorläufern gestaltet, leuchtet unmittelbar ein, anders als wenn Caesar einen „Bericht“ über eigene Feldzüge schreibt. Freilich ist der durchaus freie Realitätsbezug, die manipulative „déformation historique“ und propagandistische Erzählstrategie dieses Werks bereits in den 1960er- und 1970er-Jahren etwa durch Rambaud und Mutschler herausgearbeitet worden. Zudem liegt es nahe, dass Caesar die von ihm erfundene Gattung der literarischen *Commentarii* an die Historiographie anlehnte. Diese Nähe bestätigt sowohl das zeitgenössische Urteil Ciceros (*Brut.* 262) als auch die von Krebs unterstrichene vielfältige Rezeption durch Sallust, Livius und Tacitus. Somit ist es plausibel, dass sich Caesar in seinem „hybriden“ Genre nicht allein an militärischen Depeschen und Senatsberichten orientierte, sondern an historiographischen Werken wie jenen des Thukydides, Polybios oder verlorenen römischer Annalisten und (über diese) an anderen antiken Gattungen wie dem Epos oder sogar der Tragödie, sich somit einerseits an eine breite römische Öffentlichkeit wandte, andererseits aber an ein gebildetes Publikum; ob er sich tatsächlich in einzelnen Passagen direkt an bestimmte Zeitgenossen wie Cicero richtete (25–26), sei dahingestellt.

Diese Grundprämisse des Kommentars ist völlig überzeugend, auch wenn manche der angeführten Parallelen weniger konkrete Vorbilder als literarische/historiographische Motive sein könnten. Dass etwa die gallischen Verteidigungsmaßnahmen bei Avaricum (7,22) nach Thukydides' Bericht der Belagerung von Plataiai (2,75–77) gestaltet seien (181), ist m.E. möglich, wenn auch nicht zwingend und vielleicht zu knapp aufgezeigt (Krebs hat dem Thema jedoch bereits 2016 einen Aufsatz gewidmet). Freilich ist es völlig legitim, solche direkten Zusammenhänge anzunehmen; häufig beschränkt sich der Kommentator auch in weiser Zurückhaltung darauf, mit solchen Parallelen bloß die Anbindung an die historiographische Gattung aufzuzeigen (z.B. 210 bezüglich Polyb. 3,14,5 und *BG* 7,34,3).

Zwei Einwände erscheinen mir indes wesentlicher: Erstens unterschlägt Krebs, um seine These zu verfechten, die Entwicklung innerhalb der *Commentarii*, deren literarische Ausgestaltung stärker wird, wie man z.B. anhand der Zunahme direkter Reden erkennen kann, und die in ihrem letzten Buch ihren Höhepunkt erreicht. Dieses eignet sich somit am besten für einen Kommentar wie diesen, ist damit aber nicht unbedingt ein repräsentatives Beispiel für das gesamte Werk, so dass ich mir die Frage stelle, ob Krebs' Zugang allgemein anwendbar ist, ob man auch andere Bücher Caesars auf diese Weise genauso gut kommentieren könnte. Zweitens halte ich es für fragwürdig, wenn Krebs die propagandistischen Strategien des Werks im Vergleich zur literarischen Erzähltechnik abwertet (bes. 42–43). Dies ist als Abgrenzung von der vorhandenen Forschungsliteratur zwar verständlich, aber das eine schließt das andere nicht aus: Eine gute Geschichte kann auch eine propagandistisch wirksame sein. Zuletzt hat etwa Markus Schauer in einer Monographie, die Krebs ignoriert, das Zusammenspiel politischer und literarischer Manipulation bei Caesar erwiesen. Dieses könnte man auch mit der „literarischen Methode“ stärker herausarbeiten, als es der Kommentator selbst tut: Dass Caesar etwa seine temporäre Abwesenheit von Gergovia auf eine Weise erzählt (7,36–43), die sehr an eine bei Appian überlieferte (*Hisp.* 94), wohl auf Polybios zurückgehende Episode erinnert, in der Scipio auf ein spanisches Komplott reagiert, ist aufschlussreich: Die literarische Referenz passt wunderbar zu den anderen Erzählstrategien, mit denen Caesar diese Niederlage zu rechtfertigen oder zu verhehlen sucht. Wenn Caesar anstelle

eines Berichts über seine wirklichen Aktionen mit einem solchen „Versatzstück“ arbeitet, will er also nicht nur seine Erzählung für gebildete Leser unterhaltsamer machen, sondern sein reales Scheitern durch die Verwendung bekannter Muster, die Anbindung an prominente Feldherren verschleiern.

Wie dem auch sei, insgesamt möchte ich jedenfalls meiner Bewunderung für diesen Kommentar Ausdruck verleihen, meiner Freude, dass hier ein erfahrener Philologe einen klassischen Text mit einem innovativen Zugang neu erschlossen hat, in offenbar langjähriger Arbeit – ein Teil des Einzelkommentars war bereits 2015 abgeschlossen, wie aus XV, Anm. 1 hervorgeht –, und auf der Grundlage umfangreicher Forschungsliteratur eine ausführliche Einleitung, die auch eine gelungene Einführung zum Gesamtwerk bietet, einen sorgfältigen, im besten Sinne philologischen Stellenkommentar, der Literatur, Geschichte und Archäologie, Sprache und Stil gemeinsam betrachtet, schließlich einen praktischen Index erstellt hat, der einen schnellen Zugriff auf die vielfältigen Erkenntnisse erlaubt. Der Text folgt weitgehend jenem in Herings Teubner-Edition; die etwa drei Dutzend Abweichungen verzeichnet K r e b s in der Einleitung.

Ein simpler Fehler ist das Fehlen des Relativsatzes in 7,65,1 *quae ex ipsa coacta provincia ab Lucio Caesare legato*, der aber im Kommentarteil beachtet wird. Dort sollte es auch ad 7,71,2–3 nicht *discendentibus*, sondern *discedentibus* heißen, ad 7,89,4 *producuntur*, nicht *prociuntur*. Allgemein sind solche Flüchtigkeitsfehler indes selten.

Christoph Schwameis

Jörg R ü p k e, Römische Geschichtsschreibung. Einführung in das historische Erzählen. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Tectum 2024. (Nova Classica. 3.) IX + 326 S. ISBN 978-3-8288-4986-0. ePDF 978-3-8288-5128-3. ISSN 2195-5093

Nach der 2015 ebenfalls bei Tectum erschienenen Zweitedition (mit dem Untertitel „Eine Einführung in das historische Erzählen und seine Veröffentlichungsformen im antiken Rom“, basierend auf Potsdam ¹1997, damals spezifizierend „Zur Geschichte des geschichtlichen Bewußtseins und seiner Verschriftlichungsformen in der Antike“) hat Jörg R ü p k e eine 3., vollständig überarbeitete Auflage vorgelegt. In seiner abschließenden Danksagung vermerkt er kritisch (325): „Angesichts der jüngeren Erzähl- und Historiographie-Forschung ist die disziplinäre Zerstückelung des Gegenstandsbereichs in Altertumswissenschaften und Neutestamentliche und Patristische Wissenschaft zunehmend ärgerlich; ich habe versucht, die Zahl der Brücken im Text weiter zu erhöhen.“ Narratologische Aspekte und Leser*innenforschung habe er verstärkt berücksichtigt, Frauenfiguren (subsumiert als „Akteure“, nicht als Akteur*innen) und das urbane Setting der Gattung bedürfen, so R ü p k e, noch weiterer Überlegungen, die Bibliographie (der leichteren Auffindbarkeit halber unterteilt nach den einzelnen Kapiteln in der Einführung) sei entsprechend aktualisiert worden. (Weitere Ergänzungen werden in diesem weiten Forschungsfeld immer möglich und notwendig sein.) Auf eine Einführung in das historische Erzählen und eine Form- und Gattungsgeschichte (basierend auf André Jolles' 1930 erschienenen *Einfache[n] Formen: Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabilie, Märchen, Witz*, der Biblexegese – R ü p k e ist primär Religionswissenschaftler – und Filmanalyse) folgen eine Vorstellung von Quellen und Vorformen (von der Schriftge-

schichte bis zu Archiven) und ein konziser Abriss zu Epochen antiker Geschichtsschreibung bis in die Spät- und Subantike, wobei der Verfasser Welt- und Provinzgeschichte beleuchtet.

Auf diesen allgemeineren Teil, der ungefähr das erste Drittel des Handbuchs umfasst, folgen Einzelanalysen (zu Caesar, zur Annalistik bis auf Livius, zu historischen Monographien mit dem Schwerpunkt Sallust, zur Exemplanteliteratur – also zu Valerius Maximus –, zur senatorischen Geschichtsschreibung mit Fokus auf Tacitus und Ammian und schließlich zu römischer Geschichte, verfasst von griechischen Autoren – Dionysios von Halikarnass, Appian, Dio Cassius und Herodian). Auch die Biographie (Sueton und *Historia Augusta*, die am Ende des 4. Jh. das zeitgenössische [254] „Wechselbad in einer Darstellung gerade der Zeit des häufigen Kaiserwechsels reflektiert und gleichzeitig auf der Meta-Ebene das Instrument dieser Reflexion selbst analysiert, ja teilweise parodiert“) ordnet R ü p k e hier ein, desgleichen die diversen Fasti und den Filocalus, aber auch Universalgeschichte (Pompeius Trogus) und Kirchengeschichte, mittelalterliche Geschichte und sogar die Bibel, wie religiöse Aspekte generell immer wieder ins Zentrum der Darstellung rücken.

Als Überblicksdarstellung und erste Einführung eignet sich R ü p k e s Buch durchaus, den Facetten der (40) „Prosagroßgattung“ kann es nicht immer gerecht werden, da der beschränkte Raum gleichsam werkimmanent Verkürzungen nach sich zieht – für eilige Leser*innen z.B. eine zu eng wirkende Verbindung von Biographie, die er von der Autobiographie scharf abgrenzt, und Historiographie bei gleichzeitig zu wenig ausgeprägter Betonung der gattungsimmanenten Unterschiede oder zu ausgeprägte Vergleiche zwischen Epos und Geschichtswerk. Hilfreich und pädagogisch wertvoll sind Verknüpfungen und Querverweise zwischen den einzelnen Kapiteln, insbesondere dann, wenn R ü p k e auf Chronologie und wiederkehrende oder auch abweichende Formen hinweist: So bringt er Sallust nach Livius, obwohl jener zeitlich früher anzusetzen ist, weil dieser – wenn man so will – noch für die traditionell-annalistische Großform, jener aber für die Neuerung der konzisen Monographie steht. Tacitus wiederum lässt er in der zeitlichen Anordnung ‚richtig positioniert‘ auf Valerius Maximus folgen, verweist aber hinsichtlich der Kleinen Schriften und der stilistischen, aber auch der (195) „literatursoziologischen Perspektive“ dezidiert zurück auf Sallust. Bei beiden Autoren spricht Jörg R ü p k e von (199) „Experimenten“.

Tabellen (formatbedingt in sehr kleinem Druck) und Zeitachsen sollen den Überblick über die umfangreiche Materie erleichtern, erfordern aber hohe Konzentration, um die intendierte Übersicht zu behalten. Auch als hilfreich intendierte Vergleiche erfüllen m.E. nicht immer ihren Zweck (143–144): „Wenn man sich nun diese große Geschichte anschaut und an all diejenigen zurückdenkt, die schon in der Republik Geschichte geschrieben haben, dann kann man sich die Wirkung des Livius in Form einer Eieruhr vorstellen. Man hat oben die große Masse der älteren und der jüngeren Annalistik. [...] Die Wirkung des Livius war die eines Flaschenhalses. Man kann auch von Eieruhr sprechen, weil sich dann die Darstellungen wieder ausweiten.“ Höchst zutreffend ist hingegen der Fokus auf Livius als begnadeten Erzähler. R ü p k e widmet dieser besonderen Eigenschaft viel Raum und präsentiert an mehreren durchinterpretierten Beispielen (mit Originaltext und Übersetzung), wie er dabei vorgeht.

Formgeschichte ist Jörg R ü p k e wichtig, so konstatiert er am Beginn des Abschnitts zur Biographie in enger Verbindung mit Erzähltechnik (225): „Die erzählerische Reduktion erzeugt Schemata. Durch das Weglassen von Details, durch die Vereinfachung komplexer Ereignisse und schließlich durch die Vergabe von Namen und die Anwendung deren stereotyper Eigenschaften auf den eigentlichen Gegenstand der Erzählung werden Erzählschemata entwickelt, die auf einer allgemeineren Ebene als die einzelnen Geschichten identifiziert werden

können. Solche Schemata helfen, Geschichten zu folgen und sich zu merken; Begriffe wie ‚Expedition‘ oder ‚Schlacht‘, ‚Evangelium‘ oder ‚Passion‘ weisen auf solche Erzählstrukturen hin.“ Zu den Rubriken ist es nicht mehr weit. R ü p k e ortet ein (227) „biographische[s] Superschema mit seinen verschiedenen narrativen Teilschemata“. Für ihn ist Biographie (238) „Fachliteratur“, aber auch Paränese (v.a. im christlichen Bereich); Sueton klassifiziert er als Antiquar und Historiker, weil er auch so rezipiert wurde.

In den letzten Kapiteln (passenderweise ab den Kurzformen) schreitet die Darstellung merklich schneller voran. Markige Feststellungen bleiben in Erinnerung, z.B. (276): „Universalgeschichte ist nicht so universal und Kirchengeschichte nicht so kirchlich, wie der jeweilige Name vermuten lässt.“ Für Heiligenviten ist Geschichte (302) „Materiallieferant und kein Prozess. [...] Das macht diese Doppeldeutigkeit, die Merkwürdigkeit mittelalterlicher Geschichtsschreibung aus“. In Spätmittelalter und Früher Neuzeit „kommen neuartige Erfahrungen und Problemstellungen hinein, die von diesem Typ von Geschichtsschreibung nicht mehr bewältigt werden können.“ So endet Jörg R ü p k e s anregendes Buch und lässt – (un)bewusst? – doch noch einige (literatur)historische Fragen offen, zu denen – so steht zu hoffen – er sich in einem anderen Format noch näher äußern wird. Dass er viel dazu zu sagen hat, hat er in und zwischen den Zeilen bewiesen.

Sonja Schreiner

Christopher M a y r, Schwäche, Scheitern, Fehlverhalten. Die Darstellung von Fallibilität als Inszenierungsstrategie der Autor-*persona* bei Horaz, Ovid und Seneca. Tübingen: Narr Francke Attempto 2024. (Classica Monacensia. 62.) 217 S. ISSN 0941-4274. ISBN 978-3-381-12981-2 (Print). ISBN 978-3-381-12982-9 (ePDF). ISBN 978-3-381-12983-6 (ePub). DOI: <https://doi.org/2/10.24053/9783381129829>

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um die überarbeitete Fassung der an der LMU München im Wintersemester 2023/24 eingereichten Dissertation des Verfassers. Auf eine umfangreiche Einleitung zur „Fallibilität als anthropologisches Phänomen“, in der M a y r vor (allzu) biographischer Interpretation antiker Texte warnt, konzis zwischen historischem Autor, Autor-*persona* und biographischen Informationen differenziert und zu (20) „(Selbst-)Inszenierung durch Rollen Stellung nimmt, folgen ausführliche Fallstudien zu Horaz als Satiriker, Ovid als Exildichter und Seneca als Verfasser von Briefen. M a y r konzentriert sich also jeweils auf einen prägenden Teil in Leben und Werk des jeweiligen Autors und beleuchtet die je individuelle (literarische) Strategie, grundsätzlich negativ bewertetes Verhalten und Schicksalsschläge für das *Cœuvre*, für die damit verbundene Vermittlungsabsicht und für die eigene Existenz fruchtbar zu machen, damit einer Neubewertung zu unterziehen und einen interpretatorischen Mehrwert für den jeweiligen Text zu gewinnen. Den Abschluss bildet ein auf alle untersuchten Texte anwendbares „Fazit: Persuasive Funktionen der Darstellung von Schwäche, Scheitern und Fehlverhalten“, gegliedert in moralische Defizite, körperliche Probleme und literarisches Versagen auf der einen und Lern- und Entwicklungsprozesse und Rechtfertigung auf der anderen Seite, wobei nicht bei allen drei Autoren alle Punkte gleich stark ausgeprägt sind. Davor hat bereits jedes autorenzentrierte Kapitel nach ausführlichen Textanalysen mit einem autorenspezifischen Fazit geendet. Ein gut sortiertes Literaturverzeichnis ermöglicht weitere Vertiefung in die Materie, die sich komplex gestaltet, weil

Fallibilität sich bei jedem der vorgestellten Autoren, in jedem der ausgewählten Werke allein schon genusabhängig anders darstellt (14–15): „Die *Satiren*, die *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* sowie die *Epistulae morales* eignen sich für eine solche Untersuchung, da sie sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede aufweisen. Ihnen ist vor allem gemeinsam, dass sie aus der Perspektive einer Autor-*persona* verfasst sind, die in zahlreichen Passagen durch Ich-Aussagen und/oder Aussagen anderer Figuren als schwach, scheiternd oder fehlerbehaftet dargestellt wird. Versatire, (im Exil verfasste) Elegie und philosophisch-paränetischer Brief sind jedoch von unterschiedlichen literarischen Traditionen und Konventionen geprägt, evozieren unterschiedliche Kommunikationssituationen und lassen die Autor-*persona* unterschiedliche Rollen einnehmen sowie unterschiedliche Persuasionsziele verfolgen. Das bietet die Möglichkeit, nach der eigenständigen Analyse ausgewählter Passagen der jeweiligen Werke einen textübergreifenden Vergleich anzustellen, welche persuasiven Effekte die Darstellung von Fallibilität erzeugen und inwiefern diese Darstellung eingesetzt werden kann, um eine Autor-*persona* zu inszenieren.“

Folgerichtig lautet Christoph M a y r s haltbare These (16): „Die Darstellung der Fallibilität einer Autor-*persona* dient nie dazu, sie als Figur zu inszenieren, die in Gänze mit negativ konnotierten Eigenschaften ausgestattet ist und die ausschließlich als falsch zu bewertende Verhaltensweisen zeigt. Vielmehr nutzen ‚Horaz‘, ‚Naso‘ und ‚Seneca‘ [die einfachen Anführungszeichen verwendet der Verfasser, um kenntlich zu machen, dass er von der *persona* schreibt] die Darstellung von Schwäche, Scheitern und Fehlverhalten ihrer eigenen Person, um sich letzten Endes positiv konnotierte Qualitäten zuzuschreiben. Sie bringen ihre Fallibilität zur Sprache, um sich als kompetente Verfasser eines Textes zu präsentieren und um andere zu bestimmten Einstellungen und Handlungen zu bewegen.“ Weil Horaz nicht fehlerlos ist, läuft er nicht Gefahr, als Moralist abgestempelt zu werden; Ovid leidet zwar in der *relegatio*, präsentiert sich aber auch als innovativer Dichter; Seneca kann durch das offene Eingeständnis seiner Verfehlungen umso glaubhafter zu ethischer Entwicklung motivieren.

M a y r s stellt nicht nur die im Zentrum seiner Analyse stehenden Werke eingehend inhaltlich vor, sondern auch gestaltungs- und erzähltechnisch, indem er die Erzählebenen klar voneinander abgrenzt. Zahlreiche gut gewählte Zitate (in Original und Übersetzung) sichern die theoretischen Befunde ab. Die Einzelanalysen können als kleine literarische Studien oder im größeren, vergleichenden Zusammenhang gelesen werden – zum einen innerhalb eines Werkes, zum anderen werk- und autorenübergreifend. So werden Spezifika einzelner Satiren (1,3; 1,4; 1,6; 2,3; 2,6; 2,7), Elegien (*Trist.* 1,1; 1,6; 3,1; 3,8; 4,3; 5,1; 5,14; *Pont.* 1,10; 3,1; 4,10; 4,16) oder Briefe (1; 7; 8; 12; 26; 27; 54; 63; 68; 78; 87) ebenso fasslich wie diejenigen eines ganzen Werkes, aber auch die individuellen Besonderheiten eines Autors und natürlich die facettenreiche Ausgestaltung des Generalthemas von M a y r s Arbeit. So geht Horaz in Sachen (zu niedriger) Abstammung und (vielfältiger) *vitia* gleichsam effektiv in die Offensive (81): „Durch die Inszenierung seiner Autor-*persona* geht auch der historische Autor Horaz in Vorleistung und kann plausible oder tatsächliche Angriffe auf seine Person, zumindest jedoch auf das Autorbild, das in den *Satiren* entworfen wird, vorwegnehmen, ohne sich selbst beziehungsweise dieses Autorbild angreifbar zu machen. Liest man die vorgebrachte Kritik, mit der sich auch der historische Horaz zumindest potentiell auseinandersetzen musste, wird auch er durch die Inszenierung seiner *persona* gegen diese Kritik verteidigt.“ Ovid wiederum macht das Beste aus seiner schwierigen Situation – er hat aber auch keine andere Wahl (135): „Je widriger er die Verbannung und je größer er die aus ihr resultierenden Schwächen und das Ausmaß des damit einhergehenden Scheiterns darstellt, desto kompetenter wirkt er als Dich-

ter. ‚Nasos‘ Fallibilität als *exul patiens* wird dabei in eine unauflösbare Verbindung mit seinem literarischen Schaffen als *exul poeta* gestellt: Würde er seine Leiden als *exul patiens* bewältigen, hätte er keinen Stoff mehr, um als *exul poeta* Elegien zu dichten. Würde er jedoch aufhören zu dichten, würde sich seine Situation sogar noch verschlimmern, da er keine Ablenkung mehr von seinem Leid hätte und auch nicht mehr die [...] poetische Macht über seine Adressatinnen und Adressaten für sich in Anspruch nehmen könnte, um diese zu mehr Hilfe zu motivieren.“ Seneca wiederum (188) „nutzt die Selbstdarstellung als fallibler *proficiens*, um unterschiedliche Persuasionsziele zu verfolgen.“ Mayr fasst also zusammen (190): „Senecas‘ Darstellung seiner eigenen Schwäche, seines eigenen Scheiterns und seines eigenen Fehlverhaltens hat auch ein pädagogisch-didaktisches sowie ein motivierendes und proptreptisches Moment und unterstützt somit das paränetisch-persuasive Anliegen der *Epistulae*. Zum einen vermittelt ‚Seneca‘ seinem Adressaten bestimmte Inhalte nicht nur auf rationaler Ebene, sondern kann ihn insbesondere durch das Eingeständnis seiner Fallibilität auch auf emotionaler Ebene ansprechen. Zum anderen betont er durch seine Inszenierung, dass auch er selbst immer wieder mit Herausforderungen und Rückschlägen konfrontiert wird und aktiv um die eigene moralische Verbesserung ringen muss, dass diese Verbesserung mit Hilfe der von ihm erteilten Ratschläge und mit Hilfe der von ihm vermittelten praxisorientierten Philosophie aber möglich ist.“ In anderen Worten: So erzeugt Seneca Lebensnähe und praktische Umsetzbarkeit.

Damit entsprechen Horaz, Ovid und Seneca auf je eigene Weise der abschließenden Beurteilung durch Christoph Mayr (193): „Horaz‘, ‚Naso‘ und ‚Seneca‘ nutzen die Darstellung unterschiedlicher Ausprägungen ihrer Fallibilität, um sich bestimmte positiv konnotierte Qualitäten und bestimmte Kompetenzen als Verfasser derjenigen Texte zuzuschreiben, als deren Autor-*persona* sie konfiguriert werden.“

Sonja Schreiner

Sören vom Schloß, Orte des Schreibens, Landschaften des Denkens. Die römische Villa als *secessus litterarius* und ihre Rezeption im deutschen 18. Jahrhundert. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2023. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 24.) 265 S. ISBN 978-3-8253-9562-9

Mit dem Druck seiner Dissertation (Marburg 2022) legt der Verfasser, in weiterer Folge S. genannt, einen Versuch vor, die Rezeption antiker Vorstellungen von der Villa als *secessus litterarius* im Heiligen Römischen Reich des 18. Jh. zu verfolgen. Zu diesem Zweck muss zunächst nachgewiesen werden, ob und in welcher Weise es ein solches Konzept in der Antike überhaupt gab, und diesem Nachweis sind die ersten drei Fünftel des Werks (!) gewidmet, ehe in einem deutlich kürzeren zweiten Teil einige Stichproben für die Zeit der deutschen Aufklärung gezogen werden. Gleich vorweg sei gesagt, dass das Buch seine Vorzüge hat, insgesamt aber nicht recht zu überzeugen vermag. Doch im Einzelnen:

S. wählt in seiner Einleitung (9–26) die Begrifflichkeiten des 18. Jh. als Einstieg und geht von einer Analyse der Erklärungen zu Lemmata wie „Museum“, „Villa“, „Landgut“, „Vorwerk“, „Maierhof“, „Secessus“, „Secretum“ und „rusticari“ in *Zedlers Universallexikon* aus; warum ausgerechnet Zedler dafür herangezogen wurde, wird nicht ganz deutlich (10, Anm. 3 gibt vielleicht einen Hinweis). Daraus entwickelt S. einen Umriss des Begriffs *secessus litterarius* im Sprachgebrauch des 18. Jh., den er nachfolgend im Hauptteil des Buches (27–154)

aus einer Reihe antiker Autoren herzuleiten versucht. Das gestaltet sich insofern schwierig, als es den gesuchten Begriff selbst in der Antike gar nicht gibt und er überdies auch gegenwärtig nicht gebräuchlich ist: So muss S. in sehr geraffter Form antike Villenkategorien und ihre Bezeichnungen streifen (27ff.), zugleich aber moderne im Blick behalten, was zu gewissen Verwicklungen führt, beispielsweise 29: „Diese Verbindung von Landwirtschaft und *otium* macht eine universale Definition der Villa schwierig:“ (Eine solche wäre freilich gar nicht nötig, es würde genügen, verschiedene Kategorien oder Varianten idealtypisch zu definieren.) „Neben dem [*sic*] Begriff *villa rustica*, der nicht immer klar einzugrenzen ist, treten noch weitere Begriffe, je nach Lage und Ausführung. Dabei weist die moderne Prägung „*Otiumvilla*“ die größte Schnittmenge mit dem auf, was als *secessus litterarius* zu verstehen ist.“ Durch wen eigentlich? S. selbst spricht zuallermeist von „*Villegiatur*“, ohne diesen Begriff aber je zu erklären... Jedenfalls bietet Abschnitt 2.1. („Kulturgeschichtliche Grundlegung“: 27–41) ein buntes Allerlei zu Villen in der Antike, ehe der Reihe nach Äußerungen des Cicero (42–59), Horaz (59–80), Statius (80–96), Plinius minor (97–125), des Vitruv (125–132), der als Agrarschriftsteller zusammengefasst Cato, Varro und Columella (132–145) sowie Senecas und Quintilians referiert und, wo möglich, auch passende archäologische Befunde skizziert werden. Dabei versteht S. die meisten dieser Autoren als Repräsentanten des antiken bzw. römischen Villendiskurses, welchen von den Genannten nur Seneca und Quintilian bekämpft hätten, weswegen sie außer Betracht bleiben könnten (vgl. 19). Abgesehen von der Frage, was man sich unter der „Bekämpfung eines Diskurses“ eigentlich vorzustellen habe (ein Schweigegebot?), und ebenso von der Beobachtung, dass Seneca und Quintilian ihrerseits, und anzunehmendermaßen inklusive ihrer Äußerungen zur „*Villegiatur*“, doch wohl nicht weniger rezipiert wurden als die übrigen Autoren, muss man sich fragen, mit welcher Berechtigung überhaupt ein antiker „Villendiskurs“ solcherart nachgezeichnet wird. Waren denn eine Handvoll als Intellektuelle und Autoren bekannt gewordene römische Aristokraten tonangebend für die Sicht zigtausender Villenbesitzer, Großbauern, Kleinbauern, Fisch- und Austernzüchter im römischen Reich? Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass, was modernen Leser*innen des schmalen Spektrums überlieferter römischer Literatur vielleicht als Villendiskurs erscheint, die Vorstellung einer winzigen intellektuellen Minderheit war, die es sich leisten konnte und wollte, über die sowieso immer gegebene landwirtschaftliche Produktion hinaus ihre Villen, und insbesondere ihre eigenen Aufenthalte daselbst, ostentativ (und etwas snobistisch) als gelebte Hochkultur darzustellen, also in Abgrenzung von dem, was doch wohl die normale Sicht auf eine Villa bzw. einen Bauernhof war (Seneca und Quintilian folgen ihr wohl etwas mehr). Man wird also das Gefühl nicht los, dass S., wenn er literarische Äußerungen und archäologische bzw. kulturhistorische Evidenz nebeneinanderlegt, einem Phantasma nachjagt, das nicht *per se* ohne Berechtigung sein mag – denn es dürfte sich ja um eben jenes Phantasma handeln, das auch die antikisierenden Liebhaber eines *secessus litterarius* in der Neuzeit verfolgten –, das aber doch als solches gekennzeichnet hätte werden sollen. Etwas überrascht nimmt man auch zur Kenntnis, dass Vergil mit der Begründung aus der Betrachtung ausgeschlossen wird, seine Werke trügen nichts zum Villendiskurs bei (19). Man fragt sich, ob das Verfassen eines Lehrgedichtes über Landwirtschaft und von Gedichten auf dichtende Hirten, getragen von einem axiomatischen Stadt-Land-Gegensatz, nicht eigentlich sogar ein ganz außerordentlicher Beitrag zum Diskurs um einen *secessus litterarius* ist. Wenn man kurz darauf noch liest (20, Anm. 52), dass die neuzeitliche Villenkultur in der Tat ständig auf (Vergils) Bukolik rekurrierte, beginnt man schließlich, methodische Zweifel zu hegen.

Die den einzelnen antiken Autoren gewidmeten Abschnitte sind übrigens von unterschiedlicher Qualität, was sowohl an der Ergiebigkeit dieser Autoren für S.s Fragestellung liegen dürfte, von denen Horaz beispielsweise ein viel konsequenteres Bild von seinem Sabinum zeichnet als Cicero mit seinen gelegentlichen Äußerungen über seine diversen Villen, als auch an der unterschiedlichen Vertrautheit des Verfassers mit den Texten (der Abschnitt über Statius zum Beispiel ist, was die herangezogene Sekundärliteratur angeht, relativ schwach, und mit seinen Gedichten weiß S. nicht allzuviel anzufangen). Was man jedoch vor allem vermisst, ist Ordnung: Man erfährt z.B. viel über Lage, Ausstattung und Gestaltung von Ciceros Villen, aber in angehäufter Form, ohne dass Kategorien eingeführt würden, anhand derer man sich orientieren, die antiken Autoren miteinander vergleichen, Ausgangspunkte für Rezeptionslinien in die Neuzeit gewinnen könnte. Und ob alles hier Zusammengetragene für die Frage der Rezeption antiker Villenkultur(en) im 18. Jh. wirklich wichtig ist, bleibt überdies zweifelhaft.

Die einigen Werken bzw. Autoren des 18. Jh. gewidmeten Abschnitte im zweiten Teil des Buches, denen eine geraffte Umreißung des Phänomens „Villa“ in der Frühen Neuzeit vorangeht (155–169), machen insgesamt ein besseres Bild. Vorgestellt werden eine anonyme Bibliothekskunde von 1704 (170–174), Friedrich L. von Canitz auf seinem Gut Blumenberg bei Berlin (175–186), die *Theorie der Gartenkunst* des Christian C. K. Hirschfeld (187–208), der Gartenpraktiker und -theoretiker Friedrich L. Sckell (209–218) und Christoph M. Wieland in Oßmanstedt (219–238), bei dem Johann Wolfgang von Goethe und sein Gut in Oberroßla quasi mitbehandelt werden. Die genannten Autoren werden in plausibler Form auf ihre explizite Rezeption antiker Villenkultur(en) abgeklopft, und zum Teil erhält man hier Anstöße, die für künftige Untersuchungen anregend sein könnten: etwa zur Horazrezeption bei von Canitz, die, was an sich ja schon interessant ist, wesentlich über Boileau als Vermittler läuft; oder zur problematischen Stellung der Antike bei Hirschfeld, der die selbstverständlich ebenfalls aus der Antike hergeleiteten Gartenkonzepte Le Notres massiv bekämpft und zu diesem Zweck sich sozusagen eine andere Antike als Bezugspunkt konstruieren muss, mit Horaz und den Bukolikern als Kern (wohingegen der Barock eines Le Notre aus der Tradition der im Luxus verdorbenen römischen Kaiserzeit stamme – ein schöner Beleg für die zu Gibbons *History of Decline and Fall of the Roman Empire* führende Sicht auf jene Zeit). Freilich bleibt S.s Analyse dabei manchmal an der Oberfläche und verzeichnet zwar, wenn die genannten Autoren explizit Antikes heranzitieren, entsprechende Stellen, doch eine Diskussion der inneren Verwandtschaft etwa zwischen dem 194 skizzierten Streben Hirschfelds nach dem Versammeln ästhetisch befriedigender Szenen in einem Garten und dem römischen *prospectus*-Ideal findet nicht statt. Auch ist die Auswahl der Vertreter des 18. Jh., die sich aus Garten- und Bibliothekstheoretikern ebenso zusammensetzen wie aus aktiven Literaten, zwar breit, wird aber nicht näher begründet. Dass Wieland und Goethe besprochen werden, liegt natürlich an ihrem Status als Rittergutsbesitzer (und wohl auch Zedlerbesitzer). Ob aber nicht zum Beispiel Barthold Hinrich Brockes in seinem Ritzebüttel oder Matthias Claudius in Wandsbeck mindestens so interessante Vergleichspunkte abgeben hätten?

Von kleineren Lapsus kann man absehen: 30 hätte Scipio nicht bemüht werden müssen, um eine Tautologie zu belegen; 187, Anm. 224 wüsste man doch gern, wo denn nun Hirschfeld zu „Griechischen und Römischen Alterthümern“ las; 17, Anm. 43 muss man sich Petrarca zitierten Text erst zurechtkonjizieren, will man ihn verstehen; und die Bedeutung des 176, Zeilen 10–12 zu lesenden Satzes wollte sich dem Rezensenten beim besten Willen nicht erschließen. Im Großen und Ganzen aber bleibt ein Buch übrig, das sachlich eine Menge ver-

lässlicher Informationen (und eigentlich kaum etwas Falsches oder Problematisches) bietet, also zweifellos ein brauchbares Hilfsmittel darstellt, falls jemand sich in die hier dargestellte Materie einlesen will. Vermutlich wird solch ein Leser bzw. eine Leserin aber alle abgedeckten Gebiete, die antiken Autoren ebenso wie die neuzeitlichen, in anderen Werken und vor allem in Einzelstudien genauer und umfassender dargestellt finden als hier, sodass der Wert von S.s Buch hauptsächlich darin liegt, zu einer Vielzahl von Autoren und Texten einen ersten Einstieg zu bieten. Doch auch das ist ein Wert, den man gern anerkennt.

Gottfried Kreuz

Julia Jennifer Beine, *Das doppelte Spiel des servus callidus. Eine poetologische und gesellschaftliche Reflexionsfigur auf den europäischen Bühnen der Frühen Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2024. (Studia Comica. 23.) 562 S. ISBN 978-3-911065-09-2

Dieses facettenreiche Werk mit seiner innovativen Methodik stellt die Figur des (erfolgreich) intrigierenden Sklaven von der Antike bis in die Frühe Neuzeit dar. Methodisch wird für den Typus des *servus callidus* (bzw. *astutus*) der Begriff des poetologischen wie des gesellschaftlichen Reflexionspotentials verwendet (24). Einerseits liegt ein poetologisches Spiel mit den Konventionen der plautinischen und terentianischen *fabula palliata* vor, andererseits werden gesellschaftliche Konventionen der „Jetztzeit“ im Spiegel der Komödienhandlung hinterfragt. Zudem wird das dem Rezensenten bislang völlig fremde Begriffswerk der Netzwerkanalyse angewendet. *Tempora mutantur!*

Nach diesem Eingangskapitel werden die antiken *servi callidi* vorgestellt (37): U.a. werden die Namen der *servi callidi* besprochen, bei denen generell charakterisierende Namen überwiegen; hie und da gibt es Widersprüche (51 wird der Name Da[v]os mit den Dakern zusammengebracht, 54 mit einem phrygischen Wort für „Wolf“). Es folgen Kapitel zu Aussehen und Gestik dieser Sklaven, vor allem aber über deren Stellung in der Figurenkonstellation (63), die in der Regel zwischen dem *adulescens amans* und dem *pater familias* angesiedelt ist, und über ihre Charakteristik im Vergleich mit den anderen Figuren.

Es folgen Kapitel über die Intrigen und die „Intrigenphilosophie“ der *servi callidi*. Diese stellen sich selbst als Helden dar, aber auch als Dichter und Regisseure. „Das Motiv des Spielens im Spiel ist damit von großer poetologischer Relevanz“ (99). Sie stellen auch in erster Linie die Kommunikation mit dem Publikum her. Soweit eine Skizze von der Behandlung der *servi callidi* in der *fabula palliata*.

Anhand von drei Querschnitten wird dann die Rezeption des antiken Typus durch die Dichter der Frühen Neuzeit abgehandelt: zuerst der Sonderfall des Gottes Merkur in der Rolle des Sklaven Sosia im *Amphitruo* des Plautus, bei Molière (1668) und bei Dryden (1690), dann die Charakteristik der Lettice in Fieldings *Intriguing Chambermaid* (1734) und last not least das Auftreten des intriganten Küsters Bassarus in dem nach ihm benannten Drama des Macropedius (1540). Alle diese Abhandlungen sind sehr interessant und lesenswert.

An dieser Stelle möchte ich aber vor allem die Rezeption des *Amphitruo* vorstellen, die klarerweise dem Altphilologen am nächsten liegt (132ff.). Die drei betroffenen Dramen stehen in einem spielerischen Dialog miteinander (vgl. auch zahlreiche „Zitate“). Zuerst werden Handlungsaufbau, Figurenkonstellation und Netzwerk der drei Dramen vorgestellt: Eingänge, Handlungsabläufe und abschließende Lysis durch Jupiter (vgl. besonders auch 448ff. im

Anhang); Dryden geht hier am freiesten mit dem Mythos um. Natürlich steht Merkur-Sosia im Zentrum (151): als *deus tragicomicus* bei Plautus, als *dieu de grande comédie* bei Molière und als *god of the wit* bei Dryden. Scheint Molière den Gott als Menschen dargestellt zu haben und zugleich als literarische Figur, so steht bei Dryden der Witz der menschlich dargestellten Götter im Mittelpunkt. Sehr passend wird Merkur-Sosia in den drei Komödien als Identitätsräuber und Doppelgänger dargestellt (189). Bei Plautus nimmt Merkur-Sosia dem Sklaven Sosia durch sein überlegenes Wissen die Gewissheit seiner Existenz, bei Molière erlaubt sich der Gott (als „diable d’homme“) seinen Spaß mit dem Menschen und kopiert den Sklaven nur körperlich, bei Dryden kann man von einem „God of the Eloquence“ sprechen.

In einem besonders interessanten Kapitel (218) wird Merkur-Sosia in der *διαδοχή* als *servus*, als *vale*t und als *slave* dargestellt: Bei Plautus ist Mercurius-Sosia ein „Inszenierungskünstler“ (vgl. die Ankündigung seiner Maßnahmen in *Amph.* 470–473); er fungiert u.a. auch als *servus currens* (vv. 984ff.), als *servus bonus* und lässt auch die Rolle des *parasitus* anklingen. In seiner Konfrontation mit dem „echten“ Amphitruo kommt es gleichsam zu einer Rollenumkehr (der betrunkene „Sklave“ verspottet den Herrn). Bei Molière tritt Mercure-Sosie als *dieu diable* auf, er stiftet Verwirrung bei der Frau des menschlichen Sosie (diese Figur ist eine Ergänzung Molières) und vor allem bei Amphitryon; dem echten Sosie gibt er seine Identität zurück (237); besonders deutlich ist hier die scharfe Gesellschaftskritik. Bei Dryden fungiert er als „rakish (i.e. rüpelhafter) God of the Wit“ (239), Amphitryon gerät hier ins ärgste Dilemma. Wie bei Molière macht Mercury der Frau des Sosia Avancen, zugleich aber auch ihrer Dienerin; letztlich gibt er sich hier in seiner wahren Gestalt zu erkennen.

Auch die beiden anderen großen Abhandlungen leben teilweise von der poetologischen Auseinandersetzung mit antiken Mustern. Fieldings *Chambermaid*, die Regnards *Le retour imprévue* aufnimmt, lebt auch von ihrem Bezug auf die *Mostellaria* des Plautus. Seine Hauptdarstellerin Lettice hat als weibliche Intrigantin Vorbilder z.B. in der *Casina* und im *Miles gloriosus* des Plautus. Lettice gibt sich als Helferin und Liebesexpertin; es werden die Parallelen zu *Le retour* besprochen. Besonderes Gewicht wird auf das verwegene Intrigenspiel und seine Vorbereitung gelegt (302–333). Dabei werden *Mostellaria*, *Retour* und *Chambermaid* verglichen; besprochen wird auch die allfällige Bestrafung des „bösen Intriganten“, die hier letztlich wie bei Tranio (*Mostellaria*) unterbleibt.

Das letzte große Kapitel behandelt Macropedius’ Drama *Bassarus* (1540): 355ff. Hier löst sich das Thema „*servus callidus*“ von seinen antiken Vorbildern: Das Drama spielt zwischen *fabula palliata*, Karneval und Tierepik (361); auch gibt es deutliche Anspielungen auf biblische Ereignisse. *Bassarus* ist Küster beim Priester Hieronymus, der eine Liebschaft unterhält und durch übertriebenen Geiz ausgezeichnet ist. Letztere Eigenschaft spielt wie der Geiz des Bürgermeisters Euergetes (man beachte die sprechenden Namen!) im Drama eine zentrale Rolle. Die beiden Autoritäten sind außerdem unglaublich träge und lassen sich sogar von Bediensteten tragen. Letztlich geht es um ein Festessen für die gesamte Gemeinde, das *Bassarus* und seine Entourage durch diverse Intrigen den beiden „Großen“ abringen. Macropedius verweist hier durch den Mund des Titelhelden auf die Spiegelfunktion der Komödie und ihren Nutzen. Wir befinden uns hier im Bereich der Schulkomödie, verfasst vom Mitglied einer klosterähnlichen Gemeinschaft, geschrieben zum Nutzen vor allem der Schüler, ganz im Sinne von *delectare et prodesse*.

In einer Reprise kommt B e i n e auf die zentrale Stellung der antiken *servi callidi* im dramatischen Netzwerk zu sprechen. In der *Aulularia* und im *Rudens* gibt es Sklaven (nicht wirklich *servi callidi*), die sich mittels eines „gefundenen“ Schatzes freikaufen wollen. In der

Aulularia (vgl. 430–432) ist das sicher nicht Strobilus (dieser ist der Sklave des reichen Megador), sondern der des jungen Lyconides, des Neffen Megadors, der übrigens nicht in einem Haushalt mit dem Onkel wohnt und Euclios Tochter (die ein Kind von ihm erwartet) heiraten will (für diese Probleme verweise ich auf meine Edition des Dramas). Diese Tochter kann übrigens nicht den Männernamen Phaedria tragen, sondern heißt vermutlich Phaedrium (so richtig 493).

435ff. wird die Stellung der frühneuzeitlichen *servi callidi* im dramatischen Netzwerk dargestellt. *Beine* kann auch auf diesem Wege die vorteilhafte Stellung dieser Sklaven im Netzwerk belegen. Überall haben diese Sklaven und verwandte Figuren (Bassarus) revolutionäres Potential; sie agieren aber im Interesse der Sympathieträger, also vornehmlich der verliebten jungen Männer.

In einem gehaltvollen Anhang (448) werden zuerst Szenenvergleiche durch Nebeneinanderstellung der drei *Amphitruo*-Dramen geboten, dann der Vergleich der Handlungen von *Mostellaria*, Regnards *Le retour* und Fieldings *Chambermaid*. Im Weiteren folgt ein Kapitel über die Figurenkonstellationen, die in einem gut verständlichen Schema dargestellt werden (alle Plautus- und Terenz-Komödien; *Le retour* und *Chambermaid*).

Nach einem Glossar zu den Netzwerkanalysen, durch das der Laie in das Gebiet eingeführt wird, folgen Netzwerkanalysen (zweifach: *general network structure* und *network measures*) der meisten Plautus-Komödien (hier fehlen z.B. die *Menaechmi*) und der Terenz-Dramen, weiters der in diesem Buch behandelten frühneuzeitlichen Komödien.

Abschließend (516) folgt ein Literaturverzeichnis, geteilt in Primärliteratur, Software und digitale Ressourcen, Hilfsmittel (z.B. diverse Artikel in Wörterbüchern und Glossaren), letztlich die eigentliche Forschungsliteratur. Durch die Einbeziehung des technischen Bereiches ist dieser Abschnitt besonders umfangreich. Die Auflistung der Plautuszitate nach dem Erscheinungsjahr der Edition ist gewöhnungsbedürftig und wirkt wie eine unnötige Zergliederung eines einfachen Zitates (z.B. „Plautus 2004–2006 *Amphitruo*“ für den Nachdruck dieser Komödie nach der Lindsay-Ausgabe 1903–1905 und ebenso für alle weiteren Plautus-Dramen). Die m.E. beste Gesamtausgabe, die Friedrich Leos, erhält hingegen nur das übliche Zitat. Die neuen Ausgaben der *Editiones Urbinae* werden überhaupt nicht einbezogen (freilich sind dort *Amphitruo* und *Mostellaria* noch nicht erschienen).

Alle lateinischen Texte werden auch in Übersetzung gegeben; Druckfehler finden sich in diesem Buch kaum.

Abschließend ein paar Bemerkungen zu Quisquilien: 13: Von Plautus sind nur 20 Komödien mehr oder weniger vollständig überliefert, die *Vidularia* nur sehr fragmentarisch im Palimpsest; 229, Anm. 319: Die Edition des Camerarius (1552) war bis ins 19. Jh. „principal edition“?; 230: Die Edition von Michel de Marolles beruht auf der Arbeit des François Guyet (1658); Letzterer wird in der Regel zitiert; 273: *Most.* 34 ergibt mit *med* (so aber Lindsay) kaum einen brauchbaren Senar; 309: *alci* für *alicui* ist mir nicht geläufig; 522: Die *editio princeps* Merulas datiert 1472; 566: Walter Stockerts *Aulularia*-Kommentar (2016) liegt jetzt auch in englischer Fassung vor (gemeinsam mit Keith Maclennan).

Walter Stockert

Giulio Landi, *Formaggiata*. Lob auf den Käse. Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Frank Schuhmacher. Wiesbaden: Harrassowitz 2024. (Gratia. 69.) XI + 143 S. ISSN 0343-1258. eISSN 2701-9020. ISBN 978-3-447-12222-1. Ebook ISBN 978-3-447-39540-3

Frank Schuhmachers BÜchlein enthält neben einem Vorspann zum Inhalt des Werkes und einem Anhang (Literaturverzeichnis, Abbildungsnachweis und Index) im Hauptteil die zweisprachige Edition (italienisch mit wenigen lateinischen Einsprengseln und deutsch) und ein umfangreiches Nachwort mit zahlreichen Unterabteilungen. Zunächst gibt der Herausgeber darin einen Überblick über die Überlieferungslage, weist darauf hin, dass mit seiner Publikation erstmals eine deutsche Übertragung vorliegt und nimmt dann zu seinen Übersetzungsgrundsätzen (zwischen zeittypischem Kolorit und moderater Modernisierung) Stellung. Kurz und prägnant erklärt er die Geschichte des im Zentrum des Textes stehenden Grana Padano, lässt einen biographischen Abriss zu Giulio Landi (1498–1579) folgen und erläutert den (95) „Entstehungskontext der *Formaggiata*“ vor dem Hintergrund von literarischen Tendenzen in Humanistenakademien und (100) „paradoxe[r] Lobrede – eine[r] besondere[n] rhetorische[n] Gattung“. Dieser Abschnitt ist für den Konnex zu lateinischen Texten von der Antike bis ins 18. Jh. von besonderem Interesse, da Schuhmacher einen literaturgeschichtlichen Abriss von Platon bis Caspar Dornaus (Dornavius') *Amphitheatrum Sapientiae Socraticae joco-seriae* (1619) unter Nennung zahlreicher Werktitel gibt. Die *Formaggiata* selbst unterzieht er einer ausführlichen generisch-rhetorischen und stilistischen Analyse und zeigt durchgehend Landis literarische Technik, gekonnt eine Fülle von Vorlagen im Sinn seiner Darstellungsabsicht zu verarbeiten und sich selbst als gelehrten, humorvollen und vielseitig begabten Autor zu präsentieren, reicht das Spektrum doch vom scherzhaften Enkomion über die Ärzteschelte bis zur Fachliteratur. Abgerundet wird das Nachwort durch einen Ausblick auf das (129) „Nachleben der *Formaggiata*“, wobei das Zensieren (nicht weniger) religionskritischer Stellen den ursprünglichen Tiefgang verändert und die Wirkung letztlich geschmälert hat, bis zum einen 1991 der Gastrohistoriker Alberto Capatti wieder auf den doch sehr speziellen Traktat aufmerksam wurde und zum anderen das Käselob 2022 in Alberto Bertozzis Roman *Storia di due diffidenti* zur Lektüre des Protagonisten zählt – ein gelehrtes Detail, mit dem der Romancier seine Kenntnis auch entlegener Texte (mit Lokalkolorit) demonstriert.

Die Edition selbst enthält eine Fülle von erklärenden Fußnoten (zu Lesarten, zu literarischen Vorbildern, zu Inhalten, die näherer Erläuterung bedürfen, zu im Text genannten Personen und zu gezielten Verschleierungen, da Giulio Landi ein entwickeltes Faible für Verrätselungen hatte). Dazu kommen Hinweise auf weiterführende Literatur. Später zensierte Passagen sind in Original und Übersetzung durch Fettdruck gekennzeichnet.

Was den Umfang betrifft, ist das auf 1542 datierte Werk ein *opusculum*, aber inhaltlich gehaltvoll, durchaus passend zum würzigen Thema, dem Grana Padano: Auf einen programmatischen Widmungsbrief an den Drucker und die Leser, in dem das literarische Spiel beginnt, indem die Aufforderung an sie ergeht, sich ordentlich „mit Käse zu bestreuen“ – Landi schreibt (8) „informaggiatevi“ statt (9, n. 9) „informatevi“, was Schuhmacher mit (9) „informiert“ wiedergibt (und damit ein unnachahmliches Beispiel für die Übersetzungsproblematik dieses Textes liefert). Die spielerisch panegyrische Einleitung ist eine scherzhafte

captatio benevolentiae und richtet sich an die (10) „*Sacra corona*“, den Vorsitzenden der *Accademia della Virtù*, einer der zahlreichen Zusammenschlüsse von Humanisten.

Das Loblied selbst versieht erst der Editor mit Zwischenüberschriften, die er aus den entsprechenden Abschnitten ableitet. Besprochen werden zunächst nach scholastischen Grundsätzen (15) „Gliederung und Rolle der Milch“ – verbunden mit einem Lob auf Piacenzas Weiden, die die einzigen sind, die den hohen Ansprüchen der Kühe genügen und damit auch die Qualität des Käses sicherstellen –, gefolgt von der (21) „Rolle des Salzes“ – erläutert durch mythologische und historische Anspielungen, unterfüttert mit Bibelziten und mit einem Seitenblick auf regionale Wurstsorten – und der (29) „Rolle der Form“. Hier schaltet Landi ausführliche mathematische Überlegungen mit einem Verweis auf Aristoteles ein. Bestandteile und Form werden zusammenfassend verglichen – unter Heranziehung weiterer Käsesorten, die gegenüber dem Grana Padano, wenig überraschend, geschmacklich zurückstehen –, bevor (43) „Herstellung und Geschmack“ in den Fokus genommen werden. U.a. gibt es auch einen Verweis auf die *Naturalis historia* (45, n. 59 fälschlich als *Naturalis historiae* [sc. libri] angeführt), auf Sprichwörter und auf berühmte Käseliebhaber (von Moskau über Frankreich und Italien bis ins Osmanische Reich). Folgerichtig geht es danach um die (57) „Nützlichkeit“ von Käse in der Diätetik (inkl. des aus der medizinischen Schule von Salerno stammenden Aphorismus *caseus est sanus, quem dat avara manus*). Verbunden mit dem Ruhm des Käses ist auch wirtschaftlicher Gewinn, da aus aller Herren Länder Händler nach Piacenza kommen, um ihre Waren gegen Käse zu tauschen.

Auch wenn längst klar geworden sein sollte, dass mit den Käseereien aus Piacenza niemand mithalten kann, ist es genretypisch und entspricht der letztlich sophistisch-hellenistischen Tradition des literarischen Lobes bzw. Tadels verschiedener Alltäglichkeiten und Gerätschaften, auch eine (75) „Wiederlegung [*sic*] von Einwänden“ vorzunehmen, wozu sich Giulio Landi syllogistischer Formeln bedient. Am Ende stehen (81) „Bitte und Schluss“: Der beiliegende Käse möge munden.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Echter und literarischer Käse sind untrennbar verbunden, und der Autor darf hoffen, dass der Käseliebhaber auch Literaturliebhaber ist und seine Gunst auf Laktose und Landi gleichermaßen verteilt.

Sonja Schreiner

Niklas Gutt, Johannes Freinsheims *Supplemente zur zweiten Dekade des Livius* (1649). Untersuchung, kritische Edition, Übersetzung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2023. Bd. 1: Untersuchung (BAC. 113.) 402 S. ISBN 978-3-86821-998-2. Bd. 2: Kritische Edition, Übersetzung. (BAC. 114.) 713 S. ISBN 978-3-86821-999-9

Paul Gerhard Schmidts Studie über *Supplemente lateinischer Prosa in der Neuzeit* (Göttingen 1964) war seinerzeit wegweisend, ist gut gealtert und wird erst allmählich durch neue Erkenntnisse ersetzt. Zwar hat die Forschung manchen der von Schmidt behandelten Texte bis heute keine größere Aufmerksamkeit geschenkt, doch sind es vor allem einige seiner Urteile, die aus heutiger Sicht zu euphorisch ausgefallen sind. Genannt werden könnten etwa das Johannes Freinsheim (1608–1660) verliehene Epitheton „Fürst der Ergänzter“ (17), das Staunen über die höchstens auf den ersten Blick überwältigende Bandbreite herangezogener Quellen (17–18) oder das letztlich auf eine zeitgenössische, enkomiaistisch übersteiger-

te Äußerung zurückgehende Urteil, bei einem Supplement – nicht bei einer Fälschung! – hätte die Illusion erzeugt werden sollen (oder überhaupt nur *können*), es handle sich *de re* um den verlorenen Text (19). Dass ein Supplement „möglichst gleichwertigen Ersatz“ (48) für die wahrscheinlichen Inhalte des Verlorenen bieten sollte, kann hingegen nicht erstaunen.

Jedenfalls blieb auch eine Ausgabe von Johannes Freinsheims Ergänzungen zu Livius (1649: Bücher 11–20; 1654: 46–95; postum 1680: 96–140), die zwar seit etlichen Jahren in digitaler Form vorliegen und also bequem zugänglich sind, bislang ein Desiderat. Mit dem zu besprechenden zweibändigen Werk von Niklas G u t t, einer an der Ruhr-Universität Bochum eingereichten Dissertationsschrift, ist seit Kurzem immerhin ein Anfang gemacht, dieses voluminöse Werk neu aufzuarbeiten.

Der mit „Untersuchung“ betitelte erste Band beginnt mit einer einführenden Skizze des Untersuchungsgegenstandes (11–16). Zu Recht weist G u t t darauf hin, dass das Anfertigen von literarischen Supplementen keine Erfindung der Frühen Neuzeit ist (13). „Schon seit der Renaissance“ hätten Gelehrte Ergänzungen verfasst. Dieser implizite *terminus a quo* müsste allein schon unter Berücksichtigung des von Edmé R. Smits im Jahr 1987 herausgegebenen mittelalterlichen Supplements zur Alexandergeschichte des Curtius Rufus deutlich früher, nämlich um 1100 angesetzt werden. Freinsheim wählte also ein bewährtes Format und scheint seine Aufgabe, aus eigener Feder Ersatz für die verlorenen Bücher 11–20 des Livianischen Geschichtswerkes zu schaffen, mit glücklicher Hand bewältigt zu haben. Noch im Jahr 1829 lobte Johann Wilhelm Loebell (1786–1863), der seit 1829 als Professor für Geschichte an der Universität Bonn tätig war, das Werk Freinsheims, über das selbst spätere Historiker wie Charles Rollin (1661–1741) mit seiner *Histoire romaine* oder deren Fortsetzer Jean-Baptiste Louis Crévier (1693–1765) nicht hinausgekommen seien (12–13).

G u t t s These, die er in den folgenden Kapiteln des ersten Bandes begründen möchte, lautet, dass Freinsheim sich „zwar in stilistischen und formalen Aspekten durchaus den antiken Autor zum Vorbild nimmt“, tatsächlich aber aktualisiert, „indem er auf die politisch-moralischen Orientierungsbedürfnisse und die Rezeptionsgewohnheiten seiner Leserschaft“ einging (16). Er habe ein „spezifisch stoisches Herrscherideal“ entwickelt, das im Widerspruch zu den „expansionistischen Bestrebungen der Römer im Ersten Punischen Krieg“ stehe, und somit an die „Theorien des zeitgenössischen Antiimperialismus“ angeknüpft (16).

Kapitel 2 ist den intellektuellen Entstehungsvoraussetzungen der Livius-Supplemente gewidmet (17–65), wobei ein biographischer Überblick zu wichtigen Stationen in Freinsheims Leben den größten Raum einnimmt (18–44). Dieser basiert auf den einschlägigen Quellen, die bekanntermaßen eher verhalten sprudeln, sodass bis zu einer systematischen Aufarbeitung von Freinsheims Biographie noch Arbeit zu leisten sein wird.

Kritisch zu prüfen wäre beispielsweise der Quellenwert der *Laudatio posthuma*, die Abraham Freinsheim, ein Neffe Johannes Freinsheims, im Jahr 1661 herausgab. In welchem Kontext wurde sie geschrieben? Welche Darstellungsabsichten verfolgte Abraham Freinsheim? In welchem Verhältnis stehen Lob und historische Zuverlässigkeit? G u t t zieht den Text immerhin als Beleg für die bemerkenswerte Aussage heran, dass Freinsheim „zehn neue und alte Sprachen beherrschte“ (23). Der Hinweis auf Gottlieb Spitzels *Templum honoris reseratum*, eine Sammlung von Gelehrtenbiographien aus dem Jahr 1673, der genau dieselben Sprachen in gleicher Reihenfolge (!) nennt, vermag die Aussage freilich nicht zu stützen, sondern deutet eher auf Spitzels Abhängigkeit von Abraham Freinsheim hin.

Sodann sucht G u t t nach Berührungspunkten von Freinsheim und Livius, die zur Beschäftigung mit dem römischen Historiker geführt haben mögen (45–52). Freinsheim hatte

sich schon vor der Abfassung der Supplemente mit Livius beschäftigt, und auch die Aufwertung des Tacitus, die der von Bernegger und seinen Schülern intensiv rezipierte Justus Lipsius vorgenommen hatte, vermochte das grundsätzliche Interesse an dem Autor nicht zu schmälern.

Gutt scheint die neue Wertschätzung für Tacitus als ernsthafte Gefahr für Livius zu begreifen, vor der er ihn offenbar meint in Schutz nehmen zu müssen. Lipsius begründet sie in den aus der Tacitus-Edition (1574) und dem Tacitus-Kommentar (1581) beigebrachten Zitaten rein inhaltlich im Sinne der *similitudo temporis*. Keineswegs verdammt er Livius in Bausch und Bogen, sondern gesteht ihm einen gewissen Unterhaltungswert und die Fähigkeit zu, Leserinnen und Leser emotional zu berühren. Zieht man die Euphorie ab, die sich nach der intensiven Beschäftigung mit einem geschätzten Autor fast schon zwangsläufig Bahn bricht, dann wird man die Abwertung des Livius durch Lipsius – und erst recht europaweit – nicht als eine kategorische, sondern als eine tendenzielle, von einer starken Modeströmung beeinflusste Beurteilung betrachten können. Zutreffend, wenngleich ohne Beleg, stellt Gutt denn auch fest: „Diese ‚Abwertung‘ des Livius durch Lipsius wird in der Forschung oft als repräsentativ für die gesamte europäische Rezeption angesehen“ (49). Obwohl es für den weiteren Argumentationsgang entbehrlich gewesen wäre, möchte Gutt Livius offenbar wieder aufwerten: „Tatsächlich konnte Livius auch nach dem tacitistischen Paradigmenwechsel seinen Rang als eine der vorrangigen Bezugsgrößen der politischen Publizistik behaupten“ (50). Natürlich wurde Livius, ein seit der Renaissance wieder stark rezipierter und hochgeschätzter Autor, „sogar in den Schriften der Tacitisten nicht durch Tacitus ‚ersetzt‘“ (50); der Lipsius-Schüler Janus Gruter schrieb *Notae* zu Livius mit politischem Schwerpunkt; Johannes Schwopius zitiert auf den 29 Seiten seiner *Dissertatio Historico-Politica de principe eiusque officio* von 1630 Livius siebenmal, Tacitus nur dreimal (50). Diese Beispiele allerdings belegen nur, dass Livius „mitnichten aus dem Kanon verbannt“ wurde (50), nicht, dass er zu den „vorrangigen Bezugsgrößen der politischen Publizistik“ gehörte. Hier wird zum Problem, dass die Sekundärquellen, auf die Gutt verweist, kein konkretes Zahlenmaterial bieten. Es stimmt: In Lipsius’ „*Politica* gehört Livius zu den meistzitierten Autoritäten“ (50) – allerdings laut Lipsius selbst! Zu Beginn der *Politica* bietet er eine Liste von sieben lateinischen Autoren (Sallust, Livius, Seneca, Cicero, Curtius Rufus, Plinius minor, Vegetius) und vier griechischen Autoren (Aristoteles, Thukydides, Platon, Xenophon), denen er hauptsächlich gefolgt sei; weitere 105 Autoren rangieren unter ferner liefen. Im für die theoretische Fundierung so wichtigen ersten Buch wird Livius allerdings nur siebenmal zitiert, Tacitus hingegen einundzwanzigmal, Cicero zwanzigmal, Seneca fünfzehnmal, Sallust zwölfmal. Im zweiten Buch über die Herrschaft und den Monarchen fallen die Werte noch extremer aus (Livius: 6-mal; Tacitus: 72-mal; Cicero: 24-mal; Curtius Rufus: 6-mal; Seneca: 35-mal; Sallust: 12-mal) – was freilich inhaltliche Gründe hat, aber nicht für überragende Bedeutung von Livius spricht. Richtig ist darüber hinaus, dass Matthias Bernegger bei seiner im Jahr 1613 gehaltenen Antrittsrede in Straßburg das Lob des Bischofs Johannes von Aleria (1417–1445) auf Livius integrierte – aber eben auch, was Gutt nicht erwähnt, die Tacitusapologie von Marc-Antoine Muret (1526–1585), an die er sich über eine längere Passage bis in wörtliche Entsprachen hinein anlehnt.

Ein Überblick über vorangegangene Ergänzungsversuche und Erörterungen zu Freinsheims möglichen Darstellungsabsichten in seinem eigenen Supplement beschließen das Kapitel (53–65).

Kapitel 3 benennt mit dem Streben nach Wahrheit ein von der Theorie gefordertes und von Freinsheim besonders energisch verfolgtes Ziel. Er leitete daraus den Anspruch ab, möglichst viele Quellen zu sichten und diese nach gängigen Methoden der Quellenkritik zu bewerten (66–73). Da die *periochae* zwar eine wichtige Grundlage darstellten, aber längst nicht ausreichten, kamen inschriftliche Quellen hinzu, Plutarchs Pyrrhos-Vita und eine lange Liste weiterer Autoren abseits der Leitquellen (73–96). Eine wichtige Rolle beim Auffinden zusätzlicher Quellen kam den ‚Literaturverweisen‘ zu, die Freinsheim in der von ihm verwendeten Sekundärliteratur fand (96–108). Es folgen Beobachtungen zum Gebrauch griechischer Quellen, die plausibel machen sollen, dass Freinsheim zumindest in Einzelfällen nicht nur deren lateinische Übersetzung konsultiert hat (108–118). Detailstudien zu Freinsheims Quellenbenutzung beschließen das Kapitel (119–159).

Über die Hälfte des mit „literarischer Imitation“ überschriebenen Kapitel 4 ist der sprachlichen Imitation gewidmet, die Überschrift also irreführend (160–205). Gutt's quantitativ-statistische ausgerichtete Analyse geht unter anderem den Häufigkeiten von ‚kleinen‘ Wörtern wie *enim*, von ultraplusquamperfektischen Formen, von *ablativi absoluti* und von Gerundialkonstruktionen nach. Er verwendet das bekannte und bewährte Distanzmaß „Burrows' Delta“ in einem kleinen Corpus von Vergleichstexten, um durch eine Clusteranalyse zu bestätigen, dass Freinsheims Sprachstil im Livius-Supplement sich durchaus von dem der Livianischen Vorlage unterscheidet.

Der folgende Abschnitt analysiert episodische Erzählweise und dramatische Darstellungsmittel (205–218). Ausgangspunkt ist ein wichtiger Aufsatz von Kurt Witte aus dem Jahr 1910, der sich von der Quellenforschung abwandte und für die Anerkennung von *Ab urbe condita* als literarisches Werk maßgeblich war. Die Analyse erfolgt im Wesentlichen auf Basis dieser Arbeit und den Arbeiten von Erich Burck (1964), Frank William Walbank (1971) und Dirk Anton Pauw (1991). Unklar bleibt, warum der deutlich neuere und einschlägige Beitrag von Dennis Pausch (*Livius und der Leser. Narrative Strategien in ab urbe condita*, München 2011) nicht häufiger als an zwei unbedeutenden Stellen zum Erkenntnisgewinn herangezogen wurde, hätte er der Analyse doch eine narratologische Perspektive hinzufügen können.

Das Kapitel beschließt ein Abschnitt zu den Reden, die Freinsheim in livianischer Manier in sein Supplement integrierte (218–233).

Der erste Abschnitt von Kapitel 5 verspricht „geschichtsphilosophische Grundlagen“ (235–244), geht tatsächlich aber nur auf den bereits in der Antike topischen Nutzen von Geschichtsschreibung ein, der natürlich auch für Freinsheim darin bestand, durch das Vorführen von guten und schlechten *exempla* seine Leserinnen und Leser von falschen Tugenden abzubringen (238). Die Kritik, die Freinsheim an diesen übt, ist, da er als Bernegger-Schüler stark von Justus Lipsius beeinflusst war, kompatibel mit neostoizistischem Gedankengut (238–244).

Die übrigen Abschnitte von Kapitel 5 bieten Fallstudien einiger in Freinsheims Supplement konstruierter Narrative und beleuchten, wie sich diese in die Livianische Niedergangserzählung der zweiten Dekaden eingliedern. In diesem Sinne besprochen werden das „Ende des Dritten Samnitenkriegs und der Pyrrhoskrieg“ in den Büchern 11–15 (253–261), der „Ausbruch des Kriegs gegen Pyrrhos“ in den Büchern 12–14 (261–271), der „Kampf gegen Pyrrhos“ in Buch 13 (271–278), der „Sieg Roms“ und „de[r] Tod des Pyrrhos“ in den Büchern 14–15 (278–285), schließlich das Wirken der Stadt „Rom als Weltmacht“ in den Büchern 16–20 (286–320). Im Gegensatz zu Livius, so Gutt's Fazit, stehe Freinsheim einer ex-

pansiven Großmachtspolitik kritisch gegenüber und trete ein für eine „Friedenspolitik im Zeichen von *modestia* und *continentia*, die für nachhaltige Stabilität und *felicitas* sorgt und somit als nachahmenswert erscheint“ (321).

In Kapitel 6 bringt G u t t die Erkenntnisse des vorangegangenen Kapitels mit der politisch-militärischen Situation Schwedens Mitte des 17. Jh. in Verbindung. Bereits die Zeitgenossen hätten Parallelen zwischen dem Aufstieg Roms und dem Aufstieg Schwedens gesehen (326–327), und auch Freinsheim hatte sich mit der später in den Supplementen geäußerten Kritik an schwedischen Expansionsbestrebungen bereits zuvor in die Debatte eingemischt (327–332). Seine Ansichten erwiesen sich als kompatibel mit der auf Ausgleich bedachten Friedenspolitik von Königin Christina im Zuge der Verhandlungen um die Beendigung des sogenannten Dreißigjährigen Krieges (333–340). Gleichzeitig warnt Freinsheim „in den *Supplementa* vor dem destruktiven Potenzial sozialer Spannungen und der Machtansprüche des Volkes“ (343) und hält „ein Plädoyer für eine starke Stellung des Königs bzw. der Königin“ (344). Ein kurzer Vergleich der Livius-Supplemente mit den Supplementen zu Curtius Rufus (345–360) und ein Resümee (361–362) schließen G u t t s Untersuchung ab.

Irritierend und völlig unnötig sind die stets bemüht wirkenden Distanzierungsversuche zu thematisch verwandten Beiträgen des Verfassers dieser Zeilen, die bisweilen auch vor polemischen Einlassungen nicht zurückschrecken. (Details sollen in der Zeitschrift *Artes Renascentes* erscheinen.) Angemerkt sei noch, das G u t t zwar eine erfreuliche Vielzahl an lateinischen und griechischen Zitaten bringt, diesen aber keine deutsche Übersetzung beigibt. Das erschwert den Nachvollzug der Argumentation für fachfremde Forscherinnen und Forscher; eine Übersetzung ist außerdem keine reine Dekodierung, sondern, gerade beim Gebrauch einschlägiger Fachterminologie, ein Teil der Interpretationsleistung. Ähnliches gilt für moderne Fremdsprachen: G u t t traut seinen Leserinnen und Lesern Kenntnisse unter anderem in Englisch, (frühneuzeitlichem) Französisch und Schwedisch zu – offenbar aber nicht im Hebräischen, da er Transkription und Übersetzung bietet (107).

Band 2 legt eine „kritische Neuedition mit einer deutschen Übersetzung“ (IX) von Freinsheims Livius-Supplement zur zweiten Dekade vor. Die Einführung bietet Überblicke über die Editions-geschichte (XVI–XXVI), die deutschen Teilübersetzungen (XXVII–XXX) und die von Freinsheim wahrscheinlich verwendeten Quelleneditionen (XXX–XXXVIII). Abschließend präsentiert und begründet G u t t die der Edition und Übersetzung zugrunde liegenden Prinzipien (XXXIX–XLII). Die Edition selbst ist mit Freinsheims Quellenangaben und Kommentaren auf dem Seitenrand sowie mit einem Quellen- und einem kritischen Apparat versehen, der „signifikante Abweichungen“ (XL) zwischen den von Freinsheim autorisierten und späteren Editionen verzeichnet. Der deutschen Übersetzung sind kurze inhaltliche Anmerkungen beigegeben, um „über Sachhintergründe zu informieren“ und „den ersten Zugang zum Text zu erleichtern“ (XLII). G u t t s Übersetzung wählt den berühmten „Mittelweg: Sie versucht, einen gut lesbaren deutschen Text zu bieten, der den Sinn und die Wirkung des lateinischen Texts wiedergibt und somit ein in möglichst vielen Hinsichten authentisches Abbild des Originals in deutscher Sprache darstellt“ (XLII). Die stichprobenartige Überprüfung größerer, zufällig ausgewählter Passagen hat keine Sinnentstellungen oder Fehler erbracht.

Die Nachvollziehbarkeit von G u t t s Argumentation wird dadurch erschwert, dass er für keine der (meistenteils zudem noch digitalisierten) frühen Drucke und frühneuzeitlichen Textausgaben Persistent Identifier (z.B. VD16-Nummer, VD17-Nummer, VD18-Nummer, DOI, URN, USTC-Nummer, FB-Nummer) angibt (Band 1, 364–372; Band 2, XXXV–XXXVIII,

698–700). Angesichts der fehlenden Standardisierung im Druckwesen der Zeit ist das nicht nur eine Frage der Bequemlichkeit, sondern der Auffindbarkeit.

Durch seine Arbeit hat Gutt die zweite Dekade von Freinsheims Livius-Supplementen für die moderne Forschung zugänglich gemacht und erschlossen, wenngleich aufgrund des Materialreichtums und der Fülle an Einzelbeobachtungen bisweilen der rote Faden aus dem Blick zu geraten droht. Die Studie bestätigt, was in der Sekundärliteratur zum Teil pauschal behauptet, zum Teil detailliert ausgeführt wurde, und zeichnet das Bild einer prototypischen Gelehrtenexistenz in der Mitte des 17. Jh., die nicht durch extravagante Gedanken aufgefallen oder größeren Entwicklungen entscheidende Impulse verliehen hätte. Im Sinne des Erkenntnisgewinns sei zukünftigen Forschungen eine enger gefasste, spezialisierte These empfohlen.

Gabriel Siemoneit

Mathias Herrmann – Marian Nebelin (Hg.), Museumsleitung im Gespräch. Antike und Antikerezeption in sächsischen Museen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 1.) 339 S. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30230-9 – Mathias Herrmann, Antike und Antikerezeption in sächsischen Museen. Bestandsentwicklung – Ausstellungsgeschichte – Technologiewandel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 2.) 277 S. Ill. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30229-3 – Nele Schopf, „Sächsische Antike“? Antikerezeption und regionenbezogene Sinnstiftung in der modernen sächsischen Landes- und Regionalgeschichtsschreibung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Regionale Antikerezeption/Regional Reception of Antiquity [RegAR]. 3.) 247 S. Ill. ISSN 2943-355X. ISBN 978-3-525-30271-2

Mit *Museumsleitung im Gespräch, Antike und Antikerezeption in sächsischen Museen* und *„Sächsische Antike“?* liegen die ersten drei Bände der neuen Reihe *Regionale Antikerezeption*, herausgegeben von Filippo Carlà-Uhink und Marian Nebelin, vor, der gemäß allen drei (passagenweise recht ähnlichen) Vorwörtern, verfasst jeweils von Marian Nebelin, bald weitere folgen sollen. Die ersten beiden Bände ergänzen einander und sollen idealerweise en bloc gelesen werden, da die umfangreichen Interviews aus Band 1 im Folgeband ausgewertet werden, umgekehrt aber das darin entworfene Gesamtbild zum Stellenwert der Antike in Sachsens musealer Landschaft durch die Aussagen der Verantwortlichen in den einzelnen Einrichtungen noch differenzierter wird. Band 3 steht stärker für sich und bildet die Basis für das historische und politische Wandel unterworfenen Sachsenbild bei Historiker*innen vom 18. Jh. bis zum Mauerfall (mit Ausblicken bis in die Gegenwart).

Alle drei Bände gehen auf Dissertationen (Technische Universität Chemnitz) zurück, wobei Band 1, bestehend fast ausschließlich aus den Transkripten der Interviews, als eine Art Ergänzungsband zu Band 2 zu verstehen ist, die dahinterstehende Arbeit (vom Interviewdesign über die Durchführung – zuzüglich Reisen an die verschiedenen Orte und Besichtigungen der Museen – bis zur Freigabe durch die Interviewpartner*innen) aber nicht zu

gering zu veranschlagen ist: Geführt wurden die Interviews in den Jahren 2018–2020. Vorangestellt ist ihnen eine längere Einführung und ein Literaturverzeichnis. Gegliedert sind die Interviews nach Landkreisen und Großen Kreisstädten. Zu einer geringen Zahl an Interviews wurden Stichpunkte angefertigt, keine Mitschnitte. Jene wurden dann – geringfügig verknüpft – in eigenen Worten ausformuliert. Zuweilen gibt es mehr als nur eine*n Interviewpartner*in pro Standort, wodurch Multiperspektivität entsteht (und Kompetenzverteilung sichtbar wird). Die Gesamtzahl der Interviews beträgt 35. Die Fragen sind weitgehend vereinheitlicht, aber an individuelle Gegebenheiten und Schwerpunktsetzungen angepasst. Der Band besticht, von Schlaglichtern auf die museale Praxis abgesehen, durch die Präsentation von Reichtum und Vielfalt der sächsischen Museenlandschaft – mit zum Teil erstaunlichen Einblicken, wo überall antike Motive zu finden sind (von der Wandtapete über die Ofenplatte bis zur Statue).

Abgedeckt sind die Landkreise Bautzen (Barockschloss Rammenuau, Museum der Westlausitz, Ernst-Rietschel-Haus, Museum Bautzen, Museum Energiefabrik Knappenrode), Görlitz (Schlesisches Museum, Damast- und Frottiermuseum Großschönau, Franziskanerkloster Zittau), Leipzig (Göschchenhaus Grimma, Burg Gnanstein, Kreismuseum Grimma), Meißen (Museum Alte Lateinschule, Schloss Nossen und Klosterpark Altzella), Mittelsachsen (Schloss Rochsburg, Johannes-Schilling-Haus), Nordsachsen (Museum Barockschloss Delitzsch, Schloss Hartenfels), Sächsische Schweiz/Osterzgebirge (Barockgarten Großsedlitz, Schloss Weesenstein, Stadtmuseum Pirna), Vogtland (Museum Burg Mylau, Museen Schloss Voigtsberg, Vogtlandmuseum Plauen) und Zwickau (Naturalienkabinett Waldenburg) und die Großen Kreisstädte Chemnitz (Schlossbergmuseum, Staatliches Museum für Archäologie), Dresden (Schloss Hoflößnitz, Stadtmuseum, Schloss & Park Pillnitz, Münzkabinett, Skulpturensammlung, Mathematisch-Physikalischer Salon, Neues Grünes Gewölbe und Rüstammer, Porzellansammlung) und Leipzig (Stadtgeschichtliches Museum).

Der Auswertung der Interviews in Band 2 ist eine Einleitung vorangestellt, in der neben Fragestellung und Forschungsstand die wichtigsten Fragen an die Interviewten (Bestandserfassung und -geschichte, Ausstellungsgeschichte und -entwicklung, Bedeutung von Technologiewandel und Vernetzung in den Bereichen Kulturtourismus und Kooperationen mit anderen Bildungseinrichtungen) übersichtlich präsentiert werden. Systematisch arbeitet Mathias Herrmann Antikerezeption während der Renaissance, im Barock und im Klassizismus ab und erschließt die von ihm untersuchten Museen unter praxisbezogenen Aspekten, die von der Ausstellungskonzeption über die Bedeutung für die Region bis zur Museumspädagogik, gekoppelt an Neukonzeption von Ausstellung(sfläch)en, reichen. (Wer Band 1 kennt, wird hier vieles in konzisen ‚Destillaten‘ wie Tabellen, Infoboxen und Kurzzvorstellungen finden, was dort im dialogischen O-Ton nachzulesen ist.)

Einen großen Teil der Arbeit nehmen Sammeltätigkeit (mit einem eigenen Kapitel zu verlorene Sammlungen), Ankauf, Schenkung und regionale Produktion später museal relevanter Gegenstände ein. Von besonderem Interesse ist zum einen die Einteilung der besuchten Institutionen in primären (d.i. ausschließliche Konzentration auf die Antike), sekundären (d.i. eine eigene Abteilung zur Antike) und tertiären (d.i. ohne jeglichen Antikeschwerpunkt bei Vorhandensein einzelner Exponate) Antikebezug unter stetiger Bezugnahme auf die Interviews und mit dem Bekenntnis, dass die dritte Kategorie am häufigsten zum Tragen kommt (inkl. Schloss Voigtsberg mit der berühmten Drusus-Inschrift: Text 199, Abb. 201). Zum anderen zeigt das Kapitel „Vernetzungskonzeptionen“ Möglichkeiten auf, die museale Zusammenarbeit vor Ort (z.B. auf Museumsrouten) und virtuell (z.B. mittels Datenbanken) zu stärken und als unentbehrlich zu verankern.

Nele Schopf wählt einen anderen Zugang. Nach einer knappen Einführung zum Forschungsstand wendet sie sich im Hauptteil der Arbeit ausführlich Darstellung, Rezeption und Narration der sächsischen Antike bei Karl Heinrich Pölitz, Karl Wilhelm Böttinger (und seinem posthumen Bearbeiter Theodor Flathe), Karl Benjamin Preusker, Otto Kaemmel, Otto Eduard Schmidt, Rudolf Kötzschke, dem Kollektivwerk zur Geschichte Sachsens und Karlheinz Blaschke zu. Umfangreiche Analysen der Werke, die kritische Beleuchtung der Entstehungskontexte und das schonungslose Aufzeigen ideologischer Beeinflussung (von inhaltlicher Schwerpunktverschiebung über Regimekritik bis zu Tendenzliteratur, unverhohlenem Nationalismus und expliziter Slawenfeindlichkeit) lassen ein wechselvolles Bild der Bedeutung der Antike für Sachsen und seine Bewohner*innen entstehen.

Nele Schopf verliert nie aus den Augen, dass das Fehlen unmittelbarer Kontakte Sachsens mit Rom durch (Grenz)konstruktionen und Klitterungen, durch Zurechtrückungen und Uminterpretationen, durch Germanenverehrung und angebliche Hermundurenabstammung und darüber hinaus durch auf Enkomiaстик zielende ‚Parallelen‘ zwischen sächsischen und antiken Herrschern und Herrschaftsformen, aber auch das Pflegen des sächsischen Opfernarrativs nach dem Wiener Kongress überdeckt werden soll, wenngleich die Gründung der Markgrafschaft Meißen als tatsächlicher Beginn der sächsischen Geschichte zu sehen ist.

Ein Abkürzungsverzeichnis, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Register beschließen den Band, dessen letzter Absatz, die Mahnung der Verfasserin, noch lange nachklingt – und nachklingen soll (218–219): „Viele der hier aufgeführten Narrative werden noch von der heutigen sächsischen Landesgeschichte vertreten. [Es folgen eindruckliche Beispiele.] Dadurch wird nicht nur der historische Gegenstand – die ‚Sächsische Antike‘ – verstellt, viel gravierender ist, dass damit ein Geschichtsbild reproduziert wird, das wesentlich auf nationalistischen Denk- und Deutungsmustern gründet.“

Sonja Schreiner